



Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2

März 1939

Heft 1



27769



~~52016 / 3278~~

327(430;438):943.8.082::008:949.53/154](05+07)=30



Karl Baedeker

Wartendes Land an der Weichsel

Deutsche Arbeitsdienstpflicht außerhalb der deutschen Reichsgrenzen

Aufgaben, Wert und Leistungen des deutschen Reichsarbeitsdienstes in seiner heutigen Pflichtform für die gesamte heranwachsende deutsche Jugend sind bekannt und stehen außerhalb jeder Diskussion. Ja, diese Werte einer Einrichtung, die ideenmäßig in Deutschland und aus dem Nationalsozialismus geboren wurde, sind recht bald im Ausland erkannt worden und haben in der richtigen Bewertung der Grundzüge zur Schaffung ähnlicher Einrichtungen in den verschiedensten Ländern Europas und in überseeischen Staaten geführt. Es gibt heute außer in Deutschland und in Bulgarien einen staatlich geleisteten Arbeitsdienst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Polen und in Rumänien; einen staatlich unterstützten freiwilligen Arbeitsdienst gibt es in der Schweiz, in Holland, Japan und für die Mädchen in Nationalspanien, während Ansätze zu einem staatlichen Arbeitsdienst in Griechenland und Ungarn sowie Versuche zur Gründung eines freiwilligen Arbeitsdienstes ohne staatliche Hilfe in England, Schweden und Norwegen zu bemerken sind. Feste Gestalt hat im Ausland aber nur der bulgarische Arbeitsdienst genommen, der trotz einiger in den Verhältnissen begründeten Unterschiede dem deutschen Reichsarbeitsdienst am ähnlichsten ist.

Wenn wir diese Ausbreitung des Arbeitsdienstgedankens in der Welt, der eine rein nationalsozialistische Schöpfung ist, so in großen Zügen überschauen, nehmen wir es leicht als eine Selbstverständlichkeit hin, daß auch die Freie Stadt Danzig seit langem einen nach reichsdeutschem Muster ausgerichteten Arbeitsdienst besitzt, dessen jugendfrische Wirklichkeit und fast völlige äußere Gleichheit mit dem Reichsarbeitsdienst zur Angleichung an das heutige reichsdeutsche Stadt- und Landschaftsbild wesentlich beiträgt.

Der Danziger Staatliche Hilfsdienst — sein heute noch bestehender Name weist schon auf die in den Danziger Verhältnissen begründeten kleinen Unterschiede gegenüber dem Reichsarbeitsdienst hin — ist der einzige auslandsdeutsche Pflicht-Arbeitsdienst. Trotz vieler wirtschaftlicher und gesetzlicher Schwierigkeiten ist er einst unmittelbar aus der nationalsozialistischen Bewegung in Danzig gewachsen und Wirklichkeit geworden, wobei die Entwicklung in Danzig in einigen Phasen derjenigen im Reich sogar vorausging. So selbstverständlich aber heute der Bestand eines Arbeitsdienstes im Gebiet der Freien Stadt Danzig für das In- und Ausland schon sein mag, so sehr schwer war es, diese Einrichtung auf diesem auslandsdeutschen Posten zu entwickeln.

Wenn die Aufgabe des Danziger Staatlichen Hilfsdienstes auch nur darin bestand, mit den gleichen deutschen Menschen wie im Reich den Charakter des Reichsarbeitsdienstes, jene glückliche Synthese einer nationalpolitischen Schule und eines staatspolitischen Werkzeuges, zu gewinnen, so mußte dies doch unter Verhältnissen geschehen, die aus einem solchen Unternehmen zugleich ein Probestück nationalsozialistischer Bewährung machten. Denn unter diesem Gesichtspunkt wurde und wird die Anwendung nationalistischer Prinzipien in dem vertraglich und außenpolitisch beschränkten Staatsrahmen Danzigs stets betrachtet.

Die ersten Anfänge eines Arbeitsdienstes in Danzig sind ebenso hart umkämpft wie seinerzeit im Reich. 1928 erhob die NSDAP. die Einführung einer allgemeinen deutschen Arbeitsdienstpflicht zum Programmpunkt, 1930 standen die genaueren Richtlinien für diese Arbeitsdienstpflicht parteiamtlich fest, die heute

im Reich noch unverändert Geltung haben und ebenso für den Danziger Arbeitsdienst die Grundlage sind. Genau so wie im Reich aber verschloß man sich auch in Danzig in den Kreisen der damaligen Machthaber der Idee dieses Dienstes, von der hien wie drüben die zur Untätigkeit verurteilte Jugend jedoch in stets wachsendem Maße gepackt wurde. Eine einheitliche Führung dieser zur Tat drängenden Jugend hätte schon damals das Feuer der Begeisterung für die Idee des Arbeitsdienstes zu einer leuchtenden Flamme entfachen können, statt dessen lenkte man auch in Danzig diese Bewegung in die verschiedensten kleinen Kanäle ab und verhinderte geradezu mit Fleiß die Einheitlichkeit der Führung. Jeder Verein hatte nun das Recht, seinen eigenen Arbeitsdienst aufzumachen, dessen Wirken fast ausnahmslos auf rein egoistische Ziele seines Trägers abgestellt war, so daß der eigentliche erzieherische Wert ausgeschaltet war. Die Einwohnerwehr, die Danziger Sportverbände, das zentriertlich eingestellte katholische Jugendnotwerk, der evangelische Arbeiterverein, der Stahlhelm, der Danziger Heimatbund und andere mehr errichteten vom Jahre 1931 ab in allen Gegenden der Freien Stadt Danzig Arbeitslager und jeder Verein betrachtete diesen Arbeitsdienst als etwas anderes. Die wenigsten dachten daran, gemeinnützige Arbeiten durchführen zu lassen, und die meisten nutzten diese staatlich gebilligten und auch unterstützten Einrichtungen zur Beschaffung billiger Arbeitskräfte aus. Siedlungshäuser wurden gebaut, Sportplätze und Einrichtungsgegenstände verschiedenster Art wurden verbessert bzw. neu geschaffen, wobei folgende Feststellung auch heute noch recht interessant ist: Laut Verfügung des damaligen Senats erhielten die Träger dieser Arbeitsdienstgruppen — das heißt also die verschiedensten Vereine — Senatszuschüsse, deren Höhe beträchtlich unter dem eigenen Kostenaufwand liegen sollte. Eine damals veröffentlichte Statistik wies aber klar aus, daß die beteiligten nationalen Vereine bis zu 100 % der Kosten selbst tragen mußten, während die anderen in den meisten Fällen 100 % der Kosten senatsseitig als „Zuschuß“ erhielten und darum

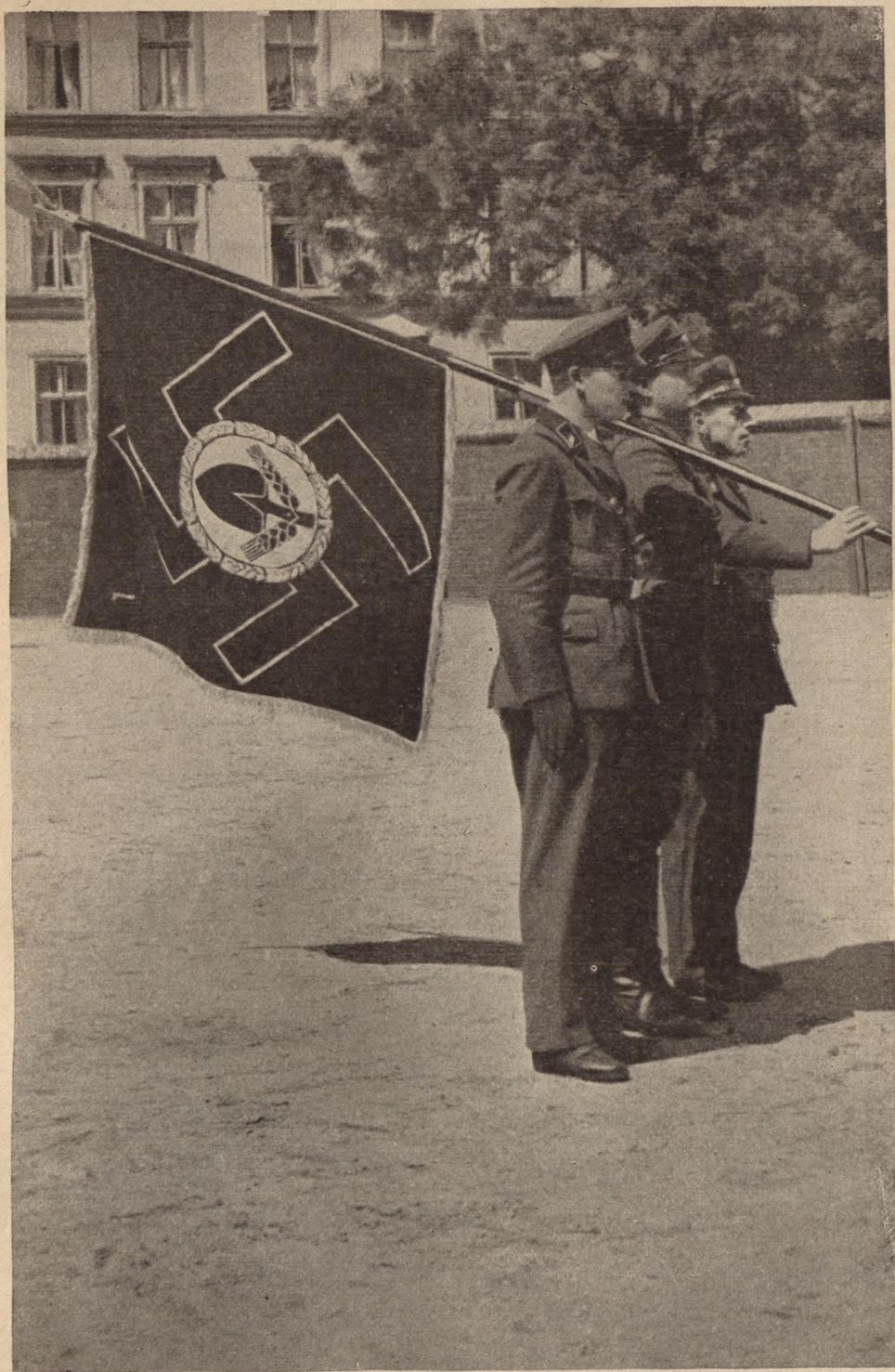
selbst keinen Pfennig dafür zu opfern hatten, obwohl es sich in den meisten Fällen um große Vereine handelte.

Die Erziehung aber und die geistig-sittliche Betreuung der Freiwilligen wurde unter diesen Umständen völlig vernachlässigt und jeder der weltanschaulich verschieden eingestellten Verbände versuchte die Arbeitsfreiwilligen in seine Gedankengänge hineinzuziehen. So lag die Gefahr einer vollkommenen Verwässerung der Idee nahe.

Während in dieser Zeit im Reich der Nationalsozialistische Arbeitsdienst — getarnt unter der Bezeichnung „Verein zur Umschulung freiwilliger Arbeitskräfte“ — das Ideengut des Arbeitsgedankens bewahrte, war in Danzig der „Freiwillige Arbeitsdienst E. V.“ dazu berufen, endlich die fehlende Führung zu übernehmen und die Grundlage für den Aufbau eines Arbeitsdienstes nach nationalsozialistischen Grundsätzen zu schaffen. Reg.-Baumeister a. D. Gedies begann die Werbung für die Schaffung eines Nationalsozialistischen Freiwilligen Arbeitsdienstes mit folgendem Hinweis in der Danziger Presse:

„Ledige junge Männer können sich in Gemeinschaftslagern zusammenfinden und freiwillig eine gemeinnützige Arbeit in Angriff nehmen. Die hierbei gewonnenen geldlichen Mittel werden nachher gemeinsam unter die Mitglieder verteilt.“

Die vielen politischen Gegner vermochten die Entwicklung nun nicht mehr aufzuhalten. Am 4. Februar 1932 meldeten sich auf einer Versammlung die ersten Freiwilligen, am 1. April des gleichen Jahres wurde eine Geschäftsstelle des Freiwilligen Arbeitsdienstes in Danzig eröffnet, am 18. April wurde mit der Grundsteinlegung für das erste Arbeitslager in Prausterkrug die praktische Arbeit begonnen. 18 Mann gehörten zur ersten Belegschaft, die sich von der Feuerstelle angefangen in kürzester Zeit Lagerplatz und Heim schuf, um schon am 20. April den zweiten Transport freiwilliger junger Männer in Empfang nehmen zu können. Es war damals anders als heute. Wer ein Dach über dem Kopf haben wollte, der mußte sich erst selbst einbauen. In Ermangelung von Betten



Fahnengruppe des „Danziger Freiwilligen Arbeitsdienstes“ (1932)

schief man auf der Erde. An eine einheitliche Kleidung dachte noch niemand. Jeder lief so herum, wie er hingekommen war und oftmals war es das letzte Kleidungsstück, mit dem die junge Mannschaft im Dreck arbeiten mußte.

Einen Monat später, am 15. Mai 1932, wurde aus diesem ersten freiwilligen Arbeitsdienst heraus der „Danziger Freiwillige Arbeitsdienst E. B.“ gegründet, während daneben die vielen kleinen Gruppen aus reiner Zweckmäßigkeit geschaffenen Arbeitsdienste verschiedener Vereine noch einige Zeit weiter bestanden. Diese waren vereinseigene Sondergruppen, die den Trägern des Dienstes auf billige Art und Weise Werte schaffen sollten, selten in geschlossenen Lagern untergebracht und in keinem Fall einheitlich geführt, geschweige dann zu der notwendigen strengen Disziplin angehalten.

So entwickelte sich hier im Danziger Freiwilligen Arbeitsdienst auf der Grundlage des nationalsozialistischen Gedankengutes schon vor der Machtübernahme eine festgefügte Gemeinschaft, die sich schon damals zu gemeinnützigen Arbeiten zur Verfügung stellte und auch große Erfolge hatte.

Mit der Machtübernahme in Danzig wurden sofort gesetzliche Maßnahmen zur „Vorbereitung der Allgemeinen Arbeitsdienstpflicht für das Gebiet der Freien Stadt Danzig“ ergriffen, die am 21. Juli 1933 bereits in einer Senats-Verordnung niedergelegt wurden und sofort in Kraft traten. Damit wurde der bestehenden Uneinheitlichkeit im Danziger Arbeitsdienst ein rasches Ende bereitet. Sämtliche Verbände mußten ihre Arbeiten einstellen bzw. diese dem „Danziger Freiwilligen Arbeitsdienst“ zuführen. Der Wunsch der nunmehr nationalsozialistischen Danziger Regierung, den Arbeitsdienst sofort zu verstaatlichen, ließ sich vorerst aus finanziellen Gründen nicht durchführen. So wurde der „Danziger Freiwillige Arbeitsdienst E. B.“ am 25. April 1934 in den „Nationalsozialistischen Arbeitsdienst E. B.“ als Untergruppe dieses Vereins eingegliedert. In dieser Zeit war der Arbeitsdienst in Danzig genau so aufgebaut, wie die Gaue des Deutschen Ar-

beitsdienstes. Oberste Dienststelle war die Arbeitsgauleitung in Danzig, der die Landesführerschule in Zoppot und die beiden Arbeitsgruppen Danzig-Land mit den Arbeitsabteilungen Prausterkrug, Schapliß, Schwarzhütte, Bodenwinkel, Hochzeit sowie die Arbeitsgruppe Danzig-Stadt mit den Arbeitsabteilungen Zoppot, Weichselmünde, Jakobswall und Segelflug unterstanden.

In kurzer Zeit also hatte man eine große Anzahl von Lagern errichtet, in denen mehr als 1000 Mann ständig untergebracht waren und wertvolle Arbeit für Volk und Staat leisteten.

Finanzielle Schwierigkeiten zwangen aber dazu, diesen Arbeitsdienst auf dem Gebiet der Freien Stadt Danzig aufzulösen und so zog der größte Teil der Männer am 27. August 1934 geschlossen nach Ostpreußen hinüber und bildete hier mit dem Sitz in Wormditt die Gruppe Danzig im Arbeitsgau Ostpreußen.

Leere Arbeitslager blieben zurück. Angefangene Arbeiten waren eingestellt worden. In Danzig aber war gerade in dieser Zeit, da die Gegner des Nationalsozialismus alle Kräfte zum entscheidenden Gegenstoß sammelten, die Einrichtung des Arbeitsdienstes notwendiger denn je. Zu den politischen Hindernissen kamen fast unüberwindliche wirtschaftliche Schwierigkeiten, so daß die Voraussetzungen für die neuerliche Begründung eines Arbeitsdienstes in Danzig äußerst ungünstig waren.

Eine Verordnung des Senats vom 19. Juni 1934 kündete nun die Arbeitsdienstpflicht für alle arbeitsfähigen Danziger Staatsangehörigen zwischen dem vollendeten 17. und 25. Lebensjahre an. Das war die gesetzliche Begründung des „Danziger Staatlichen Hilfsdienstes“, denn nunmehr durfte dieser Dienst aus formal-politischen Gründen nicht mehr den Ehrentitel „Arbeitsdienst“ führen. Schon am 5. November 1934 — nach einem wenige Tage vorher erfolgten Aufruf in der Danziger Presse — traten die ersten 250 Hilfsdienstpflichtigen an, um ihrer einjährigen Dienstpflicht zu genügen. Die alten Lager Zoppot und Jakobswall nahmen sie auf, wo sie zu Kernmannschaften ausgebildet wurden. Am



Wache des „Freiwilligen Arbeitsdienstes“
am Gedenkstein des Arbeitsdienstlagers Prausterkrug (1932)

4. Januar 1935 erfolgte die Einberufung weiterer 700 Dienstpflichtiger, so daß nunmehr die Vollarbeitungen Zoppot, Jakobswall, Prausterkrug, Bodenwinkel

und die Außenzüge Schwarzhütte, Schap-
liz, Weichselmünde und Hochzeit mit etwa
1000 Mann aufgefüllt waren. Die Füh-
rung hatte von nun ab Arbeitsführer

Graeske. Die Aufgaben, Arbeiten und der innere Dienst waren die gleichen wie im Reichsarbeitsdienst.

Da mit dieser Dienstpflicht in Danzig eine Einrichtung geschaffen worden war, die in dieser Form erst etwa ein Jahr später im Reich erfolgte, so stand die Führung des „Danziger Staatlichen Hilfsdienstes“ vor keiner leichten Aufgabe, ist es doch ein gewaltiger Unterschied zwischen einem freiwilligen Arbeitsdienst und einer Arbeitsdienstpflicht.

Im Reich wurde die Arbeitsdienstpflicht erst ein Jahr später eingeführt. Das bedeutete also, daß die Führung des neugeschaffenen „Danziger Staatlichen Hilfsdienstes“ vor eine Aufgabe gestellt war, die in ihrer Lösung erstmalig ohne das reichsdeutsche Beispiel war und die darum ein ganz besonderes Geschick erforderte. Überdies aber sah die Danziger „Hilfsdienst-Verordnung“ eine einjährige Dienstpflicht der arbeitsfähigen Danziger Jugend vor, zum Unterschied von der später verfügten halbjährigen Dienstpflicht im Reich.

So konnte man sich in dieser Hinsicht in Danzig auf keinerlei Erfahrungen stützen und mußte außerdem noch Rücksicht auf Gegebenheiten der Verfassung des kleinen Staates nehmen, deren Form und Inhalt auch auf diesem Gebiet besondere Beschränkungen auferlegte.

Es ist zweifellos ein Verdienst der Organisatoren und Führer dieses Danziger Pflichtdienstes, die zum großen Teil aus der Schule des freiwilligen Danziger Arbeitsdienstes kamen, wenn dieser Pflichtdienst vom ersten Tage ab in die richtige Bahn gelenkt wurde und so in gewisser Hinsicht zum Vorbild für die spätere Reichsarbeitsdienstpflicht wurde. Reibungslos wurde die Dienstpflicht im Rahmen der vorhandenen finanziellen Mittel durchgeführt und damit der erste und bisher auch einzige deutsche Pflichtdienst außerhalb der reichsdeutschen Grenzen geschaffen. Entsprechend dem kleinen Gebiet ist der Umfang — im Verhältnis zu der großen Organisation im Reich — natürlich nur gering, doch seine Aufgaben und seine Bedeutung sind darum nicht weniger wichtig und unterscheiden sich von den reichsdeutschen in keiner Weise. Zur Zeit bestehen 5 Abteilungen,

und zwar Prausterkrug, Weichselmünde, Bodenwinkel, Eichwalde und Schwarzhütte. Der Dienst gliedert sich in Arbeit, politische Schulung, Dienstunterricht, Ordnungsübungen, Leibesübungen, Feierabendgestaltung und inneren Dienst. Die Aufgaben sind — gemäß denen des Reichsarbeitsdienstes — ausnahmslos gemeinnütziger Art, also Neulandgewinnung, Straßenbau, Ernteeinsatz, Katastropheneinsatz, Aufforstung und Harzgewinnung. Auf allen diesen Gebieten der Tätigkeit des Danziger Staatlichen Hilfsdienstes wurden in den zurückliegenden Jahren bemerkenswerte Erfolge erzielt.

Es ist ohne Frage interessant, einen Blick in das bisherige Tätigkeitsgebiet der Danziger Hilfsdienstpflichtigen zu werfen, um an Hand dieser langen Liste und angesichts der verschiedenen wichtigen Aufgaben, die gelöst wurden, zu erkennen, daß der Mann mit dem Spaten und der braunen Uniform, dem Ehrenkleid der Arbeit, dazu berufen ist, zu seinem Teil dafür zu sorgen, daß dieses Land an der Weichsel deutsch bleibt. Folgende Arbeiten wurden bisher im Danziger Staatlichen Hilfsdienst ausgeführt:

Thingplatz in Zoppot, Versuchsfeld für Wasserbau in der Technischen Hochschule, Planierungsarbeiten Flugplatz Langfuhr, Straßenbau Hochzeit—Müggenhahl, Mariensee—Schwarzhütte, Marschauerberg—Schaplich, Prausterkrug—Braunsdorf und Prausterkrug—Lehmberg, Wegebauarbeiten in Heubude, Kraukau und am Duellberg. Abraumabfuhr in der Ziegelei Ziganenberg, Haffanlandung in Bodenwinkel, Vogelsang und Pöbbernau, Forstkulturarbeiten in Zoppot—Grenzfließ, Jugendherberge Mariensee, Sportplatz Ziganenberg, Glabitsch, Siedlung Dreilinden, Schlachthof in Danzig, Adolf-Hitler-Schule in Jenkau, Forst Bankau, gärtnerische Anlagen an der Strandhalle Heubude, im Städtischen Krankenhaus und in Neu-Hela. Ferner Instandsetzungsarbeiten in der Gerberei und Weizenmühle Prangschin, Einsatz bei Katastrophen, wie beispielsweise beim Hochwasser am 8. 1. 37 und bei dem Großfeuer auf dem Holzfeld bei Bergford am 4. 9. 37, Landwirtschaftliche Arbeiten im Umschulungslager Eichwalde.

Die Vielzahl dieser Arbeiten und ihr Umfang zeigen, daß dem Danziger Arbeitsdienstmann gerade in der zwangsläufig auf sich angewiesenen Freien Stadt Aufgaben gestellt sind, die — wegen der wirtschaftlich sehr schwierigen Lage des Staates — von besonderer Wichtigkeit sind, so daß also hier der Arbeitsdienst neben dem großen erzieherischen Wert zu einem kulturellen Faktor von besonderer Bedeutung für Volk und Staat geworden ist.

Das Hilfsdienstwappen mit dem Spaten und der Ähre, die das doppelte Kreuz des Freistaatwappens umschließen, ist das Symbol dafür, daß die Spatenarbeit der Danziger Jugend dazu beitragen soll, dieses „wartende Land an der Weichsel“ deutsch zu erhalten.

Für die Zukunft aber liegen mit der weiteren Neulandgewinnung am Frischen Haff, umfangreichen Straßenbauarbeiten, Flußregulierungen (Gr. und Kl. Fieße, Klatau und Rednitz), Planierungsarbeiten auf dem Flugplatz, Forstkulturarbeiten in Bodenwinkel usw.

umfangreiche Aufgaben vor, die den ganzen Einsatz der zur Verfügung stehenden Hilfsdienstpflichtigen erfordern werden. Oberstes Gesetz und Kampfziel für jeden Arbeitsmann ist auch in Danzig die Erringung der Brotfreiheit. Das zweite Ziel ist die Schaffung eines neuen deutschen Menschentyps im Zusammenleben innerhalb der Lagergemeinschaften, das alle bestehenden Gegensätze ausgleicht und alle zu einer großen Kameradschaft zusammenschließt. Der Spaten ist auch in Danzig auf ausländischem Boden zu dem Symbol einer neuen Gemeinschaft geworden.

Tausende von jungen Menschen sind in den letzten Jahren durch die Lager des Danziger Hilfsdienstes hindurchgegangen. Als ganze Männer gingen sie wieder daraus hervor, ausgerichtet auf den neuen deutschen Geist. Außerhalb der deutschen Reichsgrenzen dienten sie ihrem Volk, ihr Lohn war die Freude an der Arbeit, die sie kennenlernten, ihr Stolz war die Leistung und ihr großes Ziel war Deutschland.



Heldengräber in Polen

Zum Heldengedenktag 1939

Über Polens Lande zogen in Reihn
die grauen Krieger nach Osten hinaus.
Sie sangen Lieder vom Meer und vom Rhein
und saßen oftmals in Sehnsucht allein
und sannem und schrieben nach Haus.

Über Polens Lande dröhnte ihr Schritt,
nach Osten trieb sie die fordernde Not!
Die Mutter, die Liebste wanderten mit,
ihre Lächeln war nahe, wenn einer mal litt,
er starb dann geheiligten Tod.

Über Polens Lande verstreute das Heer
die Saat des Kampfes aus eigenem Blut. -
Jahre vergingen und Krieg ist nicht mehr.
Nur Winde singen vom Rhein und vom Meer
die Lieder mit heimlicher Glut.

Doch manchmal in Nächten lodert der Stein,
der die Namen der Gefallenen trägt,
und hebt sich gespenstisch ins Dunkel hinein
und ist ein Fanal über Weichsel und Rhein,
das niemand verkennet und zerschlägt.

Erich Dost



Heldengedenken 1939

Deutsches Kriegergrab in Russisch-Polen

Die Totenfeier

Erzählung von Franz de Paula Rost

Auf dem Stadtanger hatten die Deutschen Versammlung. Männer, Frauen und Kinder zogen in Scharen hinaus. Nur wenige wußten, daß diese Versammlung Gedenkfeier sein sollte. Trauerfeier für die Blutopfer des 4. März 1919. Die förmliche und unverhüllte Trauerfeier für die von den Soldaten der Regierung schuldlos getöteten Volksgenossen war von der tschechischen Behörde verboten worden. So hatten die Deutschen ganz im stillen den Tag ihrer Trauerfeier in die Zeit des Kirschenfestes verlegt und nur eine schlichte Versammlung angekündigt.

Zwischen den großen und kleinen Trupps, die dem Stadtanger zustrebten, schritt der ehemalige Bürgermeister, der Ehrenbürger Joseph Wunderle ganz allein dahin. In der rechten Hand hielt er einen schweren Eisenholzstock mit mächtiger Silberkrücke. Unter den gebleichten buschigen Augenbrauen blickten die großen offenen Augen todernst gradaus ins Weite. Die Landsleute, die ihn, den langsam Vorwärtsschreitenden rechts und links überholten, grüßten ehrerbietig, der alte 68jährige Sattlermeister nickte immer nur ganz kurz Antwort ohne hinzuschauen und ging immer gradezu.

Auf der Wiese, die endlich erreicht ward, schritt er geradewegs durch die Menge der schon Wartenden hindurch und auf einen Kreis meist älterer Männer zu. Die Stadtväter waren vollzählig.

Der Bürgermeister gab ein Zeichen, und vom Ende der Wiese, aus dem Schatten der Ausläufer des Waldhügels, schwebte ein Fanfarensignal über die jäh verstummte Gemeinde hin. Dann setzten Posaunen und Trompeten ein zu einer prachtvollen Hymne.

In der Mitte der Wiese war aus einfachen Brettern eine kleine Tribüne errichtet worden. Auf diese hatten sich die Stadtväter versetzt. Zu Seiten der Tribüne stand je ein Fahnenmast, an dem die Landesfahne und das Stadtbanner flatterten. Bei den Klängen der Hymne bemerkte man plötzlich, wie die beiden Fahnen langsam lautlos auf Halbmast gingen und wie über sie hinauf zwei riesige tiefschwarze Fahnen stiegen. Ungeheuer schnell begriff die Menge die Bedeutung des Geschehens. Fromme Ergriffenheit lag über der Gemeinde.

Die Posaunen schwiegen. Noch war der Nachklang nicht verhallt, da setzte kurz und kräftig von der anderen Seite ein Männerchor ein: „Ich hatt' einen Kameraden“. Nach kurzem Zaudern fielen mehr und mehr Hörer ein, bald sang die ganze Gemeinde die alte ergreifende schlichte Weise. Mancher Alte kämpfte mühsam gegen die aufdrängenden Tränen an.

Das letzte Wort verhallte. Man vernahm aus der Menge das Schluchzen der Frauen, die die Erinnerung an ihre in der Blüte der Jahre hinweggerissenen Söhne und Töchter übermannt hatte.

Hart am Rande der Tribüne stand Ferdinand Schindler, der Schriftleiter des Tagblattes, der die Gedächtnisrede halten sollte. Mit vor Erregung umflorter Stimme begann er:

Mitbürger! Sudetendeutsche Brüder und Schwestern, Väter und Mütter, Söhne und Töchter! Wenn die Natur ein einziges Jauchzen und Singen, wenn aus den blütenschweren Zweigen der Hauch des Lenzes die süßen Düfte über die Erde streut, dann wird es uns schwer, an die Vergänglichkeit dieser holden Glückseligkeiten zu glauben und eingedenk

dessen zu werden, daß auch wir mitten im Leben vom Tode umfungen sind, daß auch wir aus der Blüte des Lebens jäh herausgerissen werden können. Es klingt so seltsam, in die Zeit der unschuldseiligen Kirschblüte ein Requiem zu singen für die guten Kameraden, die uns im Glanze der Unschuld zertreten wurden. Aber gerade für sie, die in blühender Jugend für ewig stumm Gemachten, für sie ist die Zeit der blühenden Natur die rechte Gedächtniszeit. Landsleute! Sudeten-deutschen! Unter den neunundzwanzig Brüdern und Schwestern, die wir vor nun sieben Jahren zu Grabe geleiteten, standen fünfzehn noch in der KnospENZEIT ihres Lebens. Sie wollten gleich den anderen gute Kameraden sein und gaben für die Heimat alles, ihr junges, hoffnungsvolles Leben — — —

Unter der Menge, die sich dicht um die Tribüne geschart hatte, entstand eine Bewegung. Eine schmale Gasse ward frei, durch die mit seinen kurzen dicken Beinen der Leutnant Prochaska, gefolgt von 6 Soldaten, hindurchstapfte. Der Ferdinand Schindler sah ihn kommen und unterbrach sich. Die Menge stand stumm und ruhig. Alle wußten, was kam: die Auflösung der Versammlung.

Auf der Tribüne richtete sich plötzlich der Joseph Wunderle auf. Ging mit ruhigem Schritt bis zum Rand, die unheimlich vergrößerten Augen mit furchtbarem Blick auf den lässig die Stufen emporstiegenden Leutnant gerichtet. Als Prochaska die höhnisch vorgeschobenen Lippen öffnen wollte, fuhr ihm Wunderle's riesige Hand in den Uniformfragen und hob das Männlein damit wie ein Bündel Wäsche in die Luft. Mit der anderen Hand deutete der alte Hüne auf das Häuflein Soldaten. „Drauf!“ schrie er der Menge zu, die im Nu begriff und wie eine lebende Mauer die 6 Soldaten so umschloß, daß sie sich nicht mehr rühren konnten.

„Hund“, brüllte der Sattlermeister, „wo sind meine Buben?“ Die silbernen Haarsträhnen umflatterten ihn wild. Der lange buschige Bart zuckte auf und nieder. Prochaska hatte damals den Befehl zum Feuern erteilt. Es war offenes Geheimnis, daß er sich rühmte, Wunderle's beide Buben heruntergeschossen zu haben

vom Denkmal, auf dem sie die heimatliche Fahne geschwenkt hatten.

Blauroten Angesichts versuchte der Leutnant das Seitengewehr zu ziehen. Als Antwort warf ihn Wunderle zu Boden, riß ihm das Seitengewehr aus der Hand und kniete sich auf ihn. „Bete!“ rief er mit schrecklicher Stimme. Er schwang den Stahl durch die Luft — Nebel wogte vor seinen Augen. Aber aus dem Nebel blickten ihn seine 17- und 19jährigen Buben an, wie er sie auf dem Marktplatz gefunden hatte, mit weißen Gesichtern und dem Blutrinnis aus der Brust, die stehenden, noch ach, so lebendigen Augen angstvoll auf ihn gerichtet.

„Mutter!“ hörte er da leise wie aus weiter Ferne seufzen in tschechischer Sprache. Der Kleine Leutnant unter ihm hatte es gestammelt, den sicheren Tod vor Augen.

In Joseph Wunderle wurde es auf einmal grauenhaft hell . . . Sein Arm sank nieder, als wäre er von Blei. Ja, auch der da, auch er hatte eine Mutter. Auch sie würde dem Mörder fluchen, der dem Arme Gottes und seiner Gerechtigkeit vorgrieff. Das blanke Seitengewehr fiel klirrend zu Boden. Ein fürchterlicher Druck preßte des Alten Brust wie ein Eisenband. Seine Augen glitten scheu ab von dem kleinen Tschechen. Da sahen sie seinen Stock, den schweren Eisenholzstock liegen. Die Hände griffen nach ihm, sein Körper richtete sich noch einmal an ihm empor, und nun nahm ihn Joseph Wunderle zwischen die riesigen Finger, nun legte er ihn auf den erhobenen Schenkel, nun krümmte der eisenfeste Stock sich, langsam ungeheurer Gewalt nachgebend, nun brach er krachend entzwei.

„Iret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten“, sagte der alte Riese dann keuchend zu dem kleinen Leutnant, der sich inzwischen erhoben hatte und noch zitternd vor ihm stand. „Ihm allein gehört die Rache. Gottlob! Ich habe widerstanden.“ „Laß sie laufen“, rief er dann hinunter, und geht nach Hause, Mitbürger, Gott ist mit den Gerechten. Unsere reine Sache wird siegen, wenn sie gerecht bleibt. Die Versammlung ist zu Ende.“ Er ordnete seine Kleidung und trat, gemessen wie immer, den Heimweg an. Als er ein Stück fort war, hörte man ihn singen:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein guter Wehr und Waffen . . .“

Man wartete, bis er an allen vorbei-
gegangen war. Dann schloß man sich ihm
an, dann fiel man ein in das Lied.
Mächtig und mächtiger schwoll es an, bald
fangen es alle.

„Mit unsrer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren“,

setzten als letzte die Stadtväter ein, und
als der Zug der frommen Bürgerschaft
um die Ecke in die erste Straße der Stadt
einbog, hörten die sieben Tschechen, die
stumm und scheu neben der vereinsamten
Tribüne unter den halbmast wehenden
Fahnen und Trauerfloren zurückgeblieben
waren, noch laut und fest herüberklingen
den Schluß des Liedes:

„Das Reich muß uns doch bleiben.“

Die Opfer von Kaaden



In Kaaden, Sternberg, Eger und Aussig und in vielen anderen Städten des Sudetenlandes protestierten vor 20 Jahren, am 4. März 1919, friedliche deutsche Menschen gegen die Vergewaltigung ihres Selbstbestimmungsrechtes. Tschechische Gewehrsalven waren die Antwort. 54 Männer, Frauen, Greise und Kinder wurden getötet und verwundet. Ihr Tod war die Saat der Freiheit.

Neue Züge im steinernen Gesicht einer alten Stadt Nationalsozialistischer Bauwille im Geist der Tradition des alten Danzig

Wie zu allen Zeiten, da eine große Idee, eine in der eigenen Kraft beruhende Sicherheit und ein starker Glaube an die Zukunft unser Volk beherrschte, werden auch heute große Bauten begonnen, die nicht für die Notwendigkeiten des Tages allein, sondern für die Zukunft berechnet sind, Bauten vor allem, in denen für das Wohl der Gemeinschaft gewirkt wird, oder die der Sammlung und Erhebung der Gemeinschaft dienen werden.

In gleichem Sinne haben unsere Vorfahren große Bauten begonnen, an denen viele Generationen bauten, ja zu deren Vollendung oft Jahrhunderte notwendig waren. Jene deutschen Kaufleute und Handwerker, die einmal ein so riesiges Bauwerk, wie die Marienkirche Danzigs, zu errichten beschlossen, haben nicht ihre Kraft überschätzt, wenn der Bau erst nach einer Folge von Generationen vollendet werden konnte, sondern sie beseelte ein so starker Glaube an die Kraft ihrer Gemeinschaft und an die Zukunft, daß sie die Vollendung des Werkes ruhig den Nachkommen überließen. Wenn wir heute bewundernd auf die Marienkirche schauen, deren Baumasse sich hoch über die Giebel und Dächer Danzigs erhebt, so erkennen wir in diesem die Stadt beherrschenden und gleichermaßen beschirmenden Bauwerk mit Ehrfurcht die gewaltigen Kräfte, die die deutsche Ostkolonisation beseelt und getragen haben. Niemals wieder sind von Deutschen so große Gemeinschaftsbauten begonnen worden, als in jenen glücklichen Jahrhunderten, da das deutsche Volk seine Macht und seinen Lebensraum weit nach Westen und Süden ausgedehnt und gleichzeitig die Rückgewinnung des Ostens begonnen hatte. Erst nach der Schicksalswende durch Adolf Hitler ist der Lebenswille, das Selbstbewußtsein und die Hoffnung auf die Zukunft im deut-

lichen Volke wieder so groß geworden, wie in jenen Jahrhunderten. Aus diesem neuen starken Lebenswillen entstehen nun auch in Danzig große Bauten, mit denen die große Bautradition Danzigs, die glücklicherweise über Jahrhunderte erhalten worden ist, fortgeführt wird.

In den kommenden Jahren wird Danzigs Stadtbild durch zahlreiche monumentale Bauten, die man jetzt begonnen hat, oder die für die nächsten Jahre geplant sind, ergänzt und verschönert werden. Die ob ihrer Eigenart und unvergleichlichen Schönheit weltberühmte Innenstadt allerdings wird davon nicht berührt werden, denn alle neuen Bauten werden gewissermaßen vor den alten Stadtmauern entstehen, während gleichzeitig die Pflege der alten Straßen durch Erneuerungsarbeiten und Rekonstruktionen mit erhöhter Energie fortgesetzt wird.

Die vielen großen Neubaupläne sind verschieden weit gediehen. Ein Teil von ihnen wird schon ausgeführt; eine zweite Gruppe wird in diesem Jahre begonnen werden, während für eine dritte Gruppe die Pläne zwar fertig vorliegen, jedoch noch der endgültigen Bestätigung harren. Schließlich gibt es noch eine Gruppe von Bauvorhaben, für welche die Pläne erst durchgearbeitet werden. Es handelt sich hierbei um besonders große Baukomplexe.

Die Bautradition Danzigs geht zurück auf die drei großen Kräfte, die das Bild des alten Danzig und seiner Umgebung geprägt haben: Die deutschen Siedler, die in der Weichselniederung durch Dämme und Gräben „Erde und Wasser schieden“, die erst den festen Boden schufen, auf dem sie sesshaft wurden. Sie haben eine Reihe von Haustypen mitgebracht, die hier ihre Entwicklung erfuhren und heute noch das Gesicht der Dörfer des Danziger Landes bestimmen.

Die Ordensritter, die dieses Land mit dem Schwerte sicherten, haben aus dem Reich und von der Wanderung ihres Ordens eine hohe Baukunst ins Weichselland gebracht. Die großen steinernen Denkmäler des Ordenslandes sind zum größten Teil die wuchtigen, wohlproportionierten und wundervoll in sich geschlossenen Wehrbauten des Ordens. Ein gutes Stück der Bauauffassung des Ordens steckt auch in den großen Sakralbauten Danzigs.

Schließlich haben die unternehmenden hanseatischen Kaufleute unserer Stadt viele der auf ihren Reisen gesammelten Eindrücke auf Danzig übertragen und in organischer Weise in das Stadtbild eingefügt. Den Austausch ihrer Güter begleitete ja ein lebhafter kultureller Austausch vor allem im hanjischen Gebiet, worauf manche Eigenart im Stadtbilde Danzigs zurückzuführen ist.

Während die vergangenen Generationen der Danziger Bürgerschaft sich bei ihren eigenen Häusern als recht neuerungsfüchtig gezeigt haben und die Fassaden immer wieder im Stil der Zeit verändert wurden, so daß heute manches alte gotische Haus eine Renaissance-, Barock- oder Empirefassade trägt, so hielten sie bei den großen öffentlichen, monumentalen Bauten stets an derselben Bauweise und Baugesinnung fest. Das erleichtert dem Architekten unserer Tage die Aufgabe. Hier kann es nicht darum gehen, den Bauwillen unserer Zeit in krassen Gegensatz zu anderen Epochen herauszustellen, sondern hier heißt es, die neuen Bauwerke einzufügen in eine bewährte Tradition. Hier braucht kein neuer Stil gesucht zu werden, sondern aus dem Geiste unserer Zeit und der Bindung an die Tradition ergibt sich — wie es die Menge der neuen Baupläne überraschend klar zeigt — ein durchaus einheitlicher Stil, der unserer norddeutschen Landschaft gemäß ist und harmonisch mit dem Alten übereinklingt. Wenn alle Neubauten in der auch den alten Monumentalbauten eigenen Bauweise als Ziegelbauten errichtet werden, so heißt das nicht, daß man eine einseitige Klinkerbautendenz befolgen will, wie sie anderenorts geradezu zur Weltanschauung erhoben wurde, sondern die Ziegelbauweise

ist hier das natürlich Gegebene, ebenso wie die schmückende aber sparsame Verwendung von Werkstein.

Bei der Planung der neuen großen Bauten haben sich für Städtebauer und Architekten manche schwierige, aber lockende Aufgaben ergeben. Dadurch, daß sich in Danzig glücklicherweise die alte Stadtanlage fast ganz in ihrer ursprünglichen Form erhalten hat, woran auch die Abtragung der Stadtwälle zu Ende des vorigen Jahrhunderts wenig änderte, sind hier die städtebaulichen Probleme ganz anders als in den meisten ostdeutschen und allen neuen Städten. Hier ist es nicht notwendig, den Stadtkern umzugestalten um festliche Freiräume oder würdige Baupläze für neue monumentale Bauten zu schaffen. In Danzig wird es stets eine Hauptaufgabe des Städtebauers sein, die alte Stadt mit ihren höchsten kulturellen Werten, denen sich auch die Anforderungen der neuen Zeit, insbesondere der moderne Verkehr, anzupassen hat, unverfehrt zu erhalten. Schöpferische Aufgaben ergeben sich für Städtebauer und Architekten am Rande des Stadtkerns, auf dem Gelände der abgetragenen Wälle und auf all den Gebieten, die die Stadt seit der Sprengung des alten Wallringes inzwischen in Besitz genommen hat. Eine besonders schwierige, aber sehr reizvolle städtebauliche Aufgabe ist die, den Übergang zwischen der alten Siedlung in der Tiefe der Ebene und der schon begonnenen Besiedlung des westlichen Höhenrandes der Weichselniederung herzustellen, wobei sich da und dort monumentale Lösungen ergeben könnten. Architektonisch ist es gegeben, daß bei den Bauten auf dem Lande und in den Stadtrandgebieten immer wieder an den dem Lande charakteristischen Baustil angeknüpft wird. Das stattliche, schmucke Vorlaubenhäuser wird besonders hier immer wieder in Variationen und für die verschiedensten Zwecke gebaut. Auf dem Lande sind ferner in den letzten Jahren oftmals sehr stark gegliederte Baugruppen gebaut worden, die sich in idealer Weise in die Landschaft einfügen.

Allen großen Bauten, die in der Stadt errichtet werden, ist nicht nur die bereits erwähnte Verwendung von Ziegeln und Werksteinverzierungen eigentümlich, son-

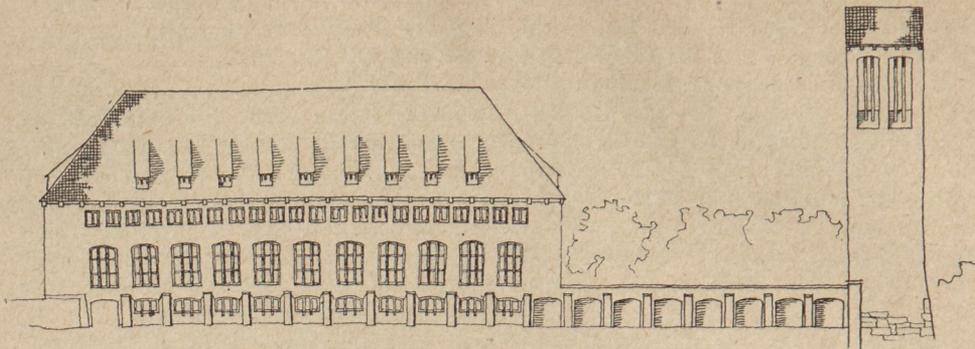


Abb. 1. Die Paul-Beneke-Jugend-Herberge auf dem Bischofsberg.

dern auch daß sie alle im Rahmen einer straffen städtebaulichen Planung entstehen. Für die Bebauung neuer Flächen ist ein auf weite Sicht berechneter Flächenverteilungsplan aufgestellt worden.

Von den großen Bauten, die im Frühsommer vergangenen Jahres begonnen worden sind, wird im Stadtbilde die Paul-Beneke-Jugendherberge (Abb. 1) eine beherrschende Stelle einnehmen. Am Westrande der Stadt, auf der Höhenkante, 50 Meter hoch über der Weichselniederung und der alten Stadt, erhebt sich dieser mächtige Bau, von dem man über die Stadt und den ganzen Freistaat hinweg bis auf die See im Norden und bis an die Elbinger Höhen am Ostrand der Weichselniederung und weit nach Süden in das breite Urstromtal der Weichsel schauen kann. Von vielen Straßen und Plätzen wird die Jugendherberge ebenso zu sehen sein, wie aus weiter Ferne, vom Strande, oder von der Niederung her. Die Paul-Beneke-Jugendherberge ist eine der größten Jugendherbergen Deutschlands und die größte des ganzen Ostens. Der Bau zeigt große klare Flächen und Linien und wird aus seiner beherrschenden Stellung eine monumentale Wirkung haben. — Die Jugendherberge enthält insgesamt 190 Räume. Es werden in ihr 500 Betten aufgestellt, außerdem können darin noch 700 bis 800 Jungen oder Mädchen in Massenquartieren untergebracht werden. Die Jugendherberge soll im Sommer dieses Jahres bezugsfertig sein.

Es ist bezeichnend, daß gewöhnlich auch die Menschen, die sich noch nicht in

unmittelbarer Anschauung an Danzigs Schönheiten erfreuen konnten, eine ganz deutliche, oft bis ins Einzelne gehende Vorstellung von dem charakteristischen Stadtbild der alten Ostseefeste haben. Das erklärt sich nicht zuletzt aus den über die ganze Welt verbreiteten „Prospekten“, die gewissermaßen als Vorläufer der Photographie in mehr oder weniger primitiver Form die charakteristischsten Bauten einer Stadt vordergründig nebeneinander zeigten. So gewaltsam und unnatürlich diese mechanische Nebeneinanderreihung bei vielen anderen Stadtprospekten wirken mag, für Danzig entspricht dieses weitläufig auseinanderfließende Panorama der Prospekte dem tatsächlichen Zustand, wie er sich uns von den im Westen gelegenen Höhen — etwa von der geschilderten neuen Jugendherberge aus — bietet. Die alten „Prospekte“, von denen der in Merians Städtchronik und die Zeichnung des berühmten Danziger Barockmalers Anton Moeller die bekanntesten sein dürften, zeigen im Vordergrund dieser „Westfront“ noch die alten Festungsanlagen mit Wall und Graben, die erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts niedergelegt worden sind. An ihre Stelle trat eine sich fast die ganze Westfront entlang ziehende neue Häuserfront im grauvollen Stilmixsch des „Fin-de-siècle“. Wenn auch die mächtig emporragenden Türme und hohen Kirchenschiffe diese störende Veränderung des Panoramas so übertönen, daß man sie kaum wahrnimmt, so ist die Mißgestaltung des Vordergrundes doch be-

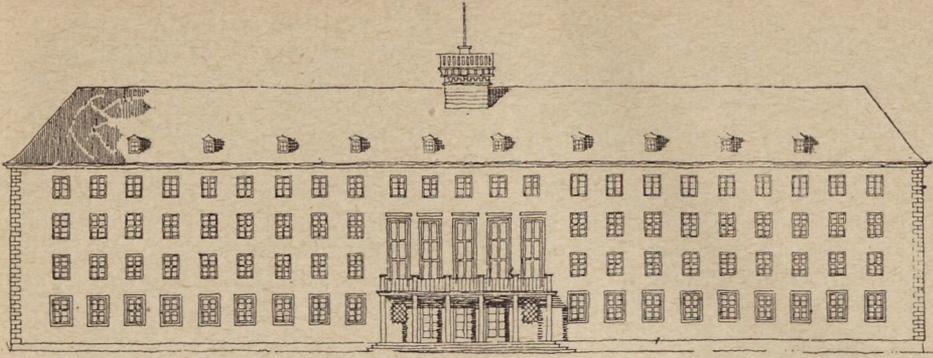


Abb. 2. Die Gauamtsleitung der NSB.

dauerlich genug. Gerade dem meist von Südosten, von Dirschau her, anreisenden Fremden, vermittelt sie den ersten Eindruck von dem Stadtbild. Besonders das schöne „Hohe Tor“, ein machtvoller Bau im Stile der niederländischen Renaissance wird — losgelöst von der natürlichen Umrahmung des einst rechts und links anschließendes Festungswalles — durch die wilhelminischen Prunkbauten, die an dessen Stelle getreten sind, gradezu erdrückt. Umfassende städtebauliche Pläne, deren Einzelheiten noch nicht festliegen, werden in vorausichtlich nicht allzu ferner Zeit diesen Mißstand zu korrigieren suchen.

An der einen Flanke dieser Westfront liegt der eindrucksvolle gotische Giebel der Trinitatiskirche, umrahmt von der zierlichen Annenkapelle und dem für Danzig so charakteristischen Kanzelhaus (vgl. dazu die Abbildung vom Ehrenmal der 5. Grenadiere). Wer mit aufmerksamen Augen als Eisenbahnreisender in Danzig einfährt, wird dieses Bild schon von der Bahn aus mit Begeisterung wahrnehmen. Während sich links an diese Bauten die bereits geschilderte wilhelminische Häuserfront anschließt, befand sich rechts davon noch vor wenigen Jahren ein unbebautes Gelände, das durch die kahlen Rückfronten dahinterliegender Mietkasernen entsetzlich verunziert wurde, die der frühere Wall gnädig verdeckt hatte. Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt wurde die Bebauung dieses Geländes mit zwei einfachen, architektonisch recht glücklich gestalteten Wohnhäusern und einem Verwaltungsgebäude begonnen. Dieses ging im Jahre 1933 in

den Besitz der „Deutschen Arbeitsfront“ über, die es durch zweifache Erweiterung zu dem heutigen „Haus der deutschen Arbeitsfront“ ausbaute. Die schlichte, großflächige Fassade dieses Bauwerks bildet einen sehr guten Abschluß der Bebauung der alten Stadt gegen das Vorfeld der ehemaligen Wälle hin. Im unmittelbaren Anschluß daran entsteht ein ebenfalls im Vorjahre begonnener Bau der Gauamtsleitung der NSB. (Abb. 2). Während beim Bau der Arbeitsfront die architektonische Gesamtgestaltung durch den übernommenen alten Baustil vorgeschrieben wurde, ist der Neubau der NSB. freier gestaltet und daher auch von stärkerer Wirkung. Wie unser Bild zeigt, handelt es sich auch hier um eine klar und großflächig gegliederte Front, deren Mittelteil durch einen Dachreiter, durch den Säulenvorbau des Einganges und die hohen Fenster des Saales stark betont wird.

Doch auch von der anderen, nördlichen Flanke her wird die Neugestaltung der „Westfront“ Danzigs bereits tatkräftig in Angriff genommen. Dort ist in der Nähe des Hauptbahnhofes im Frühsommer des Vorjahres der Neubau eines Verlags- und Druckereigebäudes für den „Danziger Vorposten“ begonnen worden, in dem auch die Schriftleitung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“ untergebracht werden wird. Am Eingang vom Bahnhof zur Stadt entsteht dort eine sehr schöne Baugruppe, die durch die Anlage eines geräumigen Vorplatzes eine besonders repräsentative Wirkung zeigen wird. Das

eigentliche „Vorposten“-Gebäude ist ein Langhaus mit einer durch große Fenster und Fensterbänke stark gegliederten Fassade. Der Vorplatz entsteht dadurch, daß die Hauptfassade zurücktritt, während der linke Seitenflügel, der durch einen Säuleneingang eine besondere Note erhält, im rechten Winkel bis an die alte Fluchtlinie der Elisabeth-Kirchengasse vorspringt. Das erklärt sich aus städtebaulichen Gründen, da man dieser Einmündung von der Westfront in die Altstadt ihre alte Schönheit wiederzugeben gedenkt. Denn unmittelbar neben dem Neubau befindet sich das alte Karmeliterkloster und Kirche und Pfarrhaus von St. Joseph. Das Karmeliterkloster wird heute nach der Straße zu von einem Kinotheater, das sich in einer ehemaligen Reitschule befindet, völlig verdeckt, wodurch auch die Fluchtlinie der ganzen Straße unruhig und unübersichtlich ist. Durch Abtragung des häßlichen Kinos werden die schönen gotischen Klostergebäude nach ihrer Restaurierung wieder zu der ihnen gebührenden Geltung kommen. Da ferner zu dem Pfarrhaus, das die Hofportal der Josephskirche flankiert, ein gleichgroßes Gebäude als Gegenstück neben die andere Seite des Portals gesetzt werden soll, wird aus dem neuen Vorpostenhaus, dem alten gotischen Kloster und den Bauten an der Josephskirche eine harmonische, in sich geschlossene Baugruppe entstehen. Man kann diese Lösung gradezu als ein Musterbeispiel für die ideale Vereinigung modernen Bauwillens und städtebaulicher Erhaltungskunst, wie sie in Danzig angestrebt wird, ansprechen.

Schon im vorigen Jahrhundert dehnte die Stadt ihr Siedlungsgebiet weit über den alten Wallkranz hinaus. Die Festungsbestimmungen, für deren Aufrechterhaltung übrigens lange Zeit keine stichhaltigen militärischen Gründe mehr bestanden, führte am Rande dieses Wallkranzes zu recht merkwürdigen, aber keineswegs schönen architektonischen Ergebnissen. Abgesehen davon aber fehlt es an einer harmonischen und organischen städtebaulichen Überleitung von dem Kern der alten Stadt zu den außerhalb des alten Festungsgürtels in späterer

Zeit entstandenen Außenvierteln. So befindet sich vor der Westfront, gegenüber dem bereits erwähnten „Hohen Tor“ ein großer Platz, der Heumarkt, der jede systematische städtebauliche Gestaltung vermissen läßt. Auch hier hat eine großzügige Planung bereits eingesetzt. Die auf dem zugeschütteten Grabengelände befindlichen Grün-Anlagen, die sich in der auch in anderen preußischen Provinzstädten gewohnten Weise um ein künstlerisch zweifelhaftes Kaiser-Wilhelm-Denkmal gruppierten, erfahren eine Umgestaltung, die dem einheitlichen Charakter des ganzen großen Platzes Rechnung trägt. Die übrigen Teile des Heumarktes, der als Ausgangspunkt des Landverkehrs eine besondere verkehrstechnische Bedeutung gewonnen hat, sind zu Auto-Plätzen und zu einem „Autobusbahnhof“ umgewandelt worden. An der dem „Hohen Tor“ gegenüberliegenden Front des Heumarktes werden eine Reihe häßlicher kleiner Bauten aus dem vorigen Jahrhundert verschwinden, um Platz zu machen für einen geplanten Hotel-Neubau. Nach Art des Weimarer „Elefant“ oder des „Deutschen Hofes“ in Nürnberg soll dort ein modernes Groß-Hotel mit 120 Zimmern entstehen, das dem künftig zu erhoffenden Fremdenzustrom dienen wird. Ein ferner geplantes Verwaltungsgebäude der Danziger Bauernkammer wird dann dem bisher nur als Freigelände vor den Toren anzusprechenden Heumarkt endgültig den Charakter eines Platzes verleihen.

Die am meisten verunzierte Außenseite des alten Stadtkerns, die von den Fremden gottlob nur selten beachtet wird, ist die Nordfront, die in das Industriegelände der Werften übergeht. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten bleiben, hier der Linie der ehemaligen Wälle folgend einen Straßenzug zu bauen, der den Ring um den Stadtkern von der „Westfront“ zur „Ostfront“ schließt. Dadurch würde eine Umgehungsstraße für den Fern-Verkehr gewonnen werden, die von der Pommerschen Chaussee unmittelbar zu der Ausfallstraße nach Elbing und Marienburg führt und damit der Innenstadt die so notwendige verkehrsmäßige Entlastung bringt.

Auch dort an der „Ostfront“, die dem fruchtbaren Bauernland des Werders und der Niederung zugewandt ist, sind städtebauliche Probleme zu lösen. Vor etwas mehr als zehn Jahren entbrannte ein großer Kampf um die städtebauliche Gestaltung dieses vor den abgetragenen Wällen gelegenen Stadtteils. Eingeschworene Neuschlichtheitsfanatiker wollten das dort befindliche Osttor des inneren Wallringes abreißen und auf dem durch Zuschüttung der alten Wallgräben gewonnenen Gelände einen Rundplatz mit Wohnbauten à la Dessauer Bauhaus aufzuführen. Dank dem Widerstand weiter Kreise der Bevölkerung ist dieser Plan verhindert worden. Durch die Machtübernahme wurde auch das in schlichtem, aber edlem Danziger Festungsstil gehaltene „Langgartner Tor“ vor dem bereits angeordneten Abbruch gerettet. Gegen den Plan eines Rundplatzes wurde mit Recht geltend gemacht, daß ein solcher nur inmitten eines Siedlungsgebietes liegen könne, an einer Stelle aber, die einen Stadteingang darstellt, eine städtebauliche Unmöglichkeit sei. Der anstatt dessen in Angriff genommene Plan sieht die Anlage eines von Wohnbauten umrahmten viereckigen Platzes vor, der sozusagen eine verbreiterte Fortführung des nach Osten ausfallenden Straßenzuges darstellt und die zwischen dem ehemaligen inneren und äußeren Festungsring gelegenen oder geplanten Bauten zu einem einheitlichen Stadtviertel zusammenfaßt. Am Ende dieses Viertels wird sich an der Stelle, wo die Ausfallsstraße in die Werderische Chaussee nach Elbing und Marienburg mündet, ein weiterer monumentaler Neubau erheben, gewissermaßen als Schlußakkord in dem gradlinigen Straßenzug, der von dem Herzstück der alten Stadt, dem Langen Markt, über die Speicherinsel und Langgarten in die eigentümlich schwere Heiterkeit des Niederungslandes hinausführt. Dieser monumentale Neubau, das „Kreishaus der Danziger Niederung“ wird die Kreisleitung Danziger Niederung der NSDAP., ihrer Organisationen und Kampfverbände, sowie die Verwaltung des Landkreises, also Landratsamt und Kreisaußschuß in seinen Räumen beherbergen. Auch dieses Ge-

bäude wird aus dem landschaftsgebundenen Material des Ziegels mit Werkstein bestehen. Es handelt sich um einen 33 000 Kubikmeter großen viereckigen Baukörper, der einen etwa quadratischen Innenhof erschließt. Die Hauptfront liegt nach Osten an der Wallseite und ist damit dem Landkreise zugewandt. Es ist eine schlichte, ganz großflächige Fassade mit einem in der Mitte vorgeschobenen Giebelbau, in dem der Haupteingang und ein Sitzungsaal mit großen hohen Fenstern liegt.

So entsteht also rund um den alten Stadtkern Danzigs allmählich ein Ring von Fronten und Baugruppen, der in würdiger und selbstsicherer Fortsetzung landschaftlicher Bautradition den neuen Bauwillen unserer Zeit für spätere Generationen sichtbar macht. Städtebaulich wird dadurch die Zusammenhanglosigkeit der äußeren Stadtteile mit dem Kerngebiet überwunden. Jedoch auch in den Außenteilen ruht die Bautätigkeit nicht. Als Beispiel erwähnen wir eine in dem schönen Königstal in den Höhen westlich von Danzig und Langfuhr entstehende Schule. Sie wird zu einem das Tal beherrschenden Zentrum einer Gebäudegruppe, die als Musterriedlung der Arbeitsfront dort in den letzten Jahren entstanden und in vorbildlicher Weise in das Landschaftsbild eingefügt worden ist.

Auch alle anderen Bauten, die draußen in der Landschaft errichtet worden sind, wurden dem landschaftlichen Charakter bewußt angepaßt, wobei jedoch der Fehler einer übertriebenen volkstümlichen oder historisierenden Engigkeit glücklich vermieden wurde. So die in vergangenen Jahren fertiggestellten Eingangsbauten zum neuen Zentralfriedhof in Langfuhr, der eine großartige land-

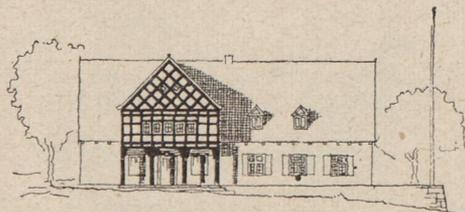


Abb. 3. Das Haus der Kameradschaft in der Siedlung Steinfließ, Zoppot.

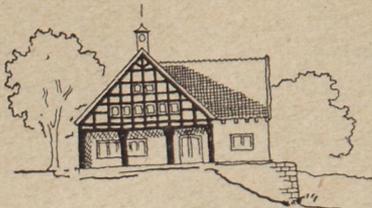


Abb. 4. Das Haus der Jugend in Zoppot.

schaftsgärtnerische Anlage ist und berühmt werden wird, so die große aus Holz gebaute RdF.-Halle am Strande zwischen Weichselmünde und Heubude, so die zahlreichen Schulbauten, Kindergärten, Jugendherbergen und Gemeinschaftshäuser auf dem Lande und in den Stadtrandgebieten von Danzig und Zoppot. Für sie wurde zumeist die gute alte bäuerliche Bauweise gewählt, sehr oft mit dem Motiv des für die Danziger Niederungen so charakteristischen Vorlaubenhäuses (Abb. 3 u. 4).

Gewissermaßen als Gegenstück dazu wäre ein großer monumentaler Induftriebau zu nennen, der im Vorjahre fertiggestellte 10 000-Tonnen Getreidespeicher am Weichselbahnhof, der das Hafensbild beherrscht und bei ganz sachlicher Gestaltung doch architektonisch sehr reizvoll ist.

Alle drei Landkreise des Freistaates, als kommunale Gemeinschaften und als politische Kreise der NSDAP., werden in diesem Jahre eigene Kreishäuser erhalten. Während das bereits erwähnte Kreishaus des Kreises Danziger Niederung, im Weichbild der Stadt entsteht, was sich aus verkehrstechnischen Gründen erklärt, werden die beiden anderen Kreishäuser inmitten der Landkreise errichtet.

Für den Kreis Großes Werder wurde schon im vergangenen Jahre mit dem Bau des Kreishauses in Tiegenhof begonnen. Dieses unterscheidet sich vom Kreishaus der Niederung dadurch, daß es keine Räume für Landratsamt und Kreisausschuß enthält, dafür aber einen großen Saalbau als zentralen Versammlungsraum für den Landkreis. Auf dem Bilde erkennt man in der Mitte die Fassade des Saalbaues, der bald vollendet sein wird. Von den beiden Gebäuden dieses „Haus der Volksgemeinschaft“ genannten Kreishauses in Tiegenhof (Abb. 5) wird das eine als Feierabendhaus dienen, während das andere die Kreisleitung und die Kampfverbände und Organisationen der NSDAP. aufnehmen wird. Nach ähnlichen Grundsätzen wird in Praust, dem alten Kirchdorfe im Kreise Danziger Höhe, das die Größe einer Landstadt erreicht hat, ein Kreishaus für den Kreis Danziger Höhe entstehen, wo außer der Kreisleitung der NSDAP. den Kampfverbänden und Organisationen auch Landratsamt und Kreisausschuß untergebracht werden. Da es Praust und dem ganzen Höhenkreise eines großen Versammlungsraumes ermangelt, wird hier auch zuerst ein großer Saalbau errichtet werden.

Außer diesen zahlreichen Bauten innerhalb des Gaués Danzig, die wenigstens im ersten Bauabschnitt schon fast alle begonnen worden sind, bestehen noch zwei ganz große Bauvorhaben, deren Planung wohl noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Es ist der Plan eines monumentalen Gauhauses und die Errichtung eines Opernhauses. Beide werden an der herrlichen alten Großen Allee liegen. Die Allee soll am sogenannten „Oliwaer Tor“ an der Westseite des äußeren Wallringes in

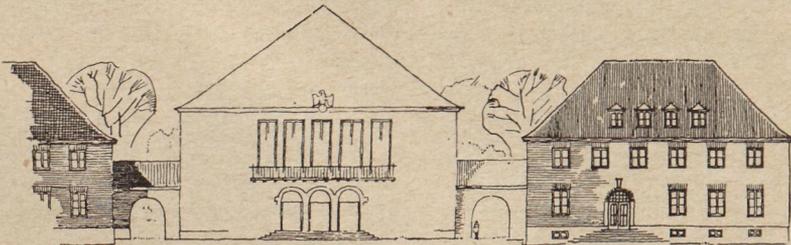


Abb. 5. Das „Haus der deutschen Volksgemeinschaft“ in Tiegenhof.

Form einer architektonisch gegliederten Platzanlage einen wirkungsvollen Eingang erhalten. Anschließend daran soll das Opernhaus errichtet werden. Das Gauhaus wird auf halbem Wege zwischen Danzig und dem Vorort Langfuhr liegen. Der ehemalige kleine Exerzierplatz, jetzt Maifeld genannt, wird als Aufmarschplatz planiert und etwas tiefer gelegt werden, damit er von der Allee aus einzusehen ist. An der Seite, die der Allee gegenüberliegt, wird er eine große feste Tribüne erhalten, ähnlich der Tribüne auf dem Zeppelinfeld in Nürnberg. Die Sporthalle an der Westseite wird dem großen Saalbau weichen und an der Ostseite nach Danzig hin wird das große Gauhaus entstehen, das einen quadratischen Hof umschließen wird und als einziger der neuen Bauten einen Turm erhält. Bei allen andern neuen Bauten, mit Ausnahme der Jugendherberge, die an sich durch ihre Lage eine Sonderstellung einnimmt, sind Entwürfe mit Türmen aus wohlwogener städtebaulichen Gründen zurückgewiesen worden, denn man wird mit keinem neuen Turm den prachtvollen berühmten alten Türmen Danzigs Konkurrenz machen können und dürfen. Da das Gauhaus außerhalb des eingangs oft erwähnten Stadtpanoramas liegen wird, schalten diese Bedenken aus.

Bauherr der meisten Neubauten ist, wie man bemerkt haben wird, mittelbar oder unmittelbar die Partei. Der Initiative und dem tatkräftigen Einsatz des Gauleiters von Danzig, Albert Forster, ist es zu danken, daß diese Baupläne überhaupt entstehen können. Was in den vergangenen Jahrzehnten im Bau öffentlicher Gebäude gegenüber an-

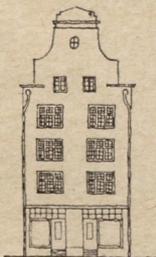


Abb. 6. Eine neugestaltete Fassade in der Langgasse.



Abb. 7. Eine reizvolle wiederhergestellte Häusergruppe an der Langer Brücke.

deren deutschen Großstädten verjüngt wurde, wird jetzt aufgeholt. Dank der neuen Baugesinnung und dem starken nationalsozialistischen Lebenswillen entstehen schöne Bauten und großzügige städtebauliche Anlagen, die neue Züge in das steinerne Gesicht der alten Stadt Danzig graben.

Ebenfalls auf die Initiative und tatkräftige Unterstützung des Gauleiters Albert Forster hin ist seit 1933 mit Eifer und großem künstlerischem Einfühlungsvermögen die Wiederherstellung des alten schönen Stadtbildes in der Altstadt Danzigs betrieben worden. Im Straßenzuge Langgasse—Langer Markt sind bereits fast alle Fassaden gründlich wiederhergestellt worden. Häßliche Häuserfronten aus dem 19. Jahrhundert wurden umgestaltet, so daß sie sich jetzt gut in das Straßenbild einfügen. Auch auf die berühmte Frauengasse, die Topengasse, Heilige-Geist-Gasse, Brotbänkengasse und Hundegasse hat sich diese Arbeit erstreckt (Abb. 6). Hier sind vielerorts sogar neue Beischläge nach alten Motiven und unter Verwendung erhaltener Bauteile wieder aufgebaut worden, so daß der Stadtkern um die Marienkirche herum bald zu einer ganz geschlossenen architektonischen Wirkung kommen wird. Bei den Wiederherstellungsarbeiten wird so verfahren, daß bei ganzen Straßenzügen und Plätzen Fassade für Fassade architektonisch aufgenommen wird. Nach einer solchen zeichnerischen Aufnahme werden dann für verunstaltete oder häßliche aus den letzten 120 Jahren stammende Häuser neue Fassaden entworfen und mithin ein Idealbild der ganzen Häuserfront aufgestellt. Man

schreckt dabei nicht vor erheblichen Umbauten der an sich ja nicht so großen Häuser zurück, indem man Stockwerke abnimmt oder Giebel aufsetzt, so daß allmählich in allen Straßen die berühmte Giebelfront der alten Danziger Straßen, die Eichendorff so schön besungen, vollständig wiederersteht (Abb. 7). Fassaden aus den verschiedensten Stilepochen werden dabei zu neuer Schönheit erweckt. Schon auf den als Beispielen gegebenen Bildern kann man ersehen, wie verschieden die Häuser sind. Besonders prächtig sind einige Renaissancesfassaden an verschiedenen Straßen und Plätzen, bei denen man den Verputz abgeschlagen und die alten Ziegelflächen mit dem Schmuck prächtiger Haussteine wiederhergestellt und enkaustisch behandelt hat. Ein besonderes Kapitel in dieser Wiederherstellungsarbeit bildet die Gegend um Katharinenkirche und Große Mühle. Während sich sonst nur sehr wenig von der alten gotischen Stadt Danzig erhalten hat — unter mancher Renaissance- oder Barockfassade, ja selbst unter klassizistischen und Empirefronten verstecken sich ursprünglich gotische Häuser — wird an der Katharinenkirche und der 700jährigen Ordensmühle allmählich eine sehr schöne gotische Baugruppe wiedererstanden (Abb. 8).

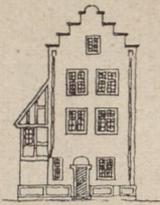


Abb. 8. Ein wiederhergestelltes Haus an der Katharinenkirche *).

Alle diese Pläne und Arbeiten, die wir in großen Zügen unter möglichster Vermeidung von Einzelheiten geschildert haben, künden von dem Geist derer, die sie schaffen und ausführen. Es ist der Geist unserer Zeit, der in glücklicher Anknüpfung an eine stolze Tradition die Idee des großen Ganzen in dem mannigfaltigen Kleide landschaftlicher Eigenart erscheinen läßt. Hanseatengeist, Ordensrittertugend, häuerlicher Arbeitskampf, diesen Dreiklang empfinden wir beim Anblick des alten Danzig. Zu ihm fügt sich nun als harmonischer Grundton der Geist unserer nationalsozialistischen Idee als stärkster Ausdruck dessen, was tiefstes Deutschtum ist. Davon werden die neuen Züge im steinernen Gesicht des alten Danzig kommenden Geschlechtern stolzes Zeugnis ablegen.

*) Die Zeichnungen — sämtlich im Maßstab 1:600 — sind von cand. arch. Schnettler.

„Selbst der Sonne weicht er nicht!“

250 Jahre 5. Grenadiere — Ein ostdeutsches Soldatenjubiläum

Auf den 11. März 1689, also just 10 Monate nach dem Tode des Großen Kurfürsten, dem Preußen die Begründung seines militärischen Rufs in Europa verdankt, fällt der Geburtstag der fünften Grenadiere. Damals wurde aus zumeist altbewährten kurbrandenburgischen Truppen unter dem Obristen Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten das nach ihm benannte Regiment errichtet.

Die neugebildete Truppe bot wohl einen schmutzen Anblick: Auf dem blauen Leibrock hoben sich der Glanz des Knopfs und Lederzeugs und das leuchtende Rot der Aufschläge wirkungsvoll ab; die weißen Lederhosen steckten in rotwollenen Gamaschen; blizblank waren die Schnallenschuhe. Mit dem gleichen Ernst aber schauten bärtige Männerköpfe mit verwitterten, martialischen Zügen und junge, knabenhaft weiche Gesichter unter den schwarzen, betrefzten Dreispitzen der Musketiere und den hohen, lizenbesetzten Mützen der als Elite geltenden Grenadiere hervor. Es war eine harte Zeit dazumal, und der militärische Beruf alles andere als Soldatenspielen. Karg war der Sold, anstrengend der Dienst, hart die Strafen. Leicht hatte der Soldat sein Leben verwirkt, eine schwere Tracht Prügel oder das böse Spießrutenlaufen standen selbst auf kleine Vergehen. Doch schon begann der Dienst unter der brandenburgischen Fahne seit den Siegen des Großen Kurfürsten als hohe Ehre zu gelten.

Raum formiert, rückte das Gros des Regiments Dohna ins Feld und erstritt sich am Rhein gegen den Europa tyrannisierenden Sonnenkönig Ludwig XIV. die ersten blutigen Lorbeeren. In Ungarn kämpfte es gegen die Türken und danach abermals gegen die Franzosen im Elsaß und in Flandern. In der großen Schlacht bei Maplaquet (1709) erwarb sich das

Regiment eine besondere Auszeichnung: damals wurde dem Regimentstambour ein Messingschild verliehen, das den, einer Strahlensonne entgegenliegenden preussischen Adler und die Inschrift zeigt: „Nec soli cedit“, zu deutsch: „Selbst der Sonne weicht er nicht!“ Die höchste Ehrung aber bedeutete es für die junge Truppe, daß sie als einziges altpreussisches Infanterie-Regiment außer den 3. Grenadiern am 18. Januar 1701 dem weltgeschichtlichen Akt der feierlichen Königskrönung Friedrichs I. von Preußen zu Königsberg in Paradeaufstellung beiwohnen durfte.

Über ein Vierteljahrhundert des Friedens war dem Regiment, das meist in Königsberg und Elbing, teilweise auch in verschiedenen kleineren Garnisonen Ost- und Westpreußens lag, unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. beschieden. Aber das war keine Zeit des Raftens und Kostens, sondern unermüdlicher Vorbereitung und Übung. Damals setzte sich jener einzigartige preussische Soldatengeist durch, der heute noch die deutsche Armee erfüllt.

Mit der vom Vater geschmiedeten und geschliffenen Waffe hat dann Friedrich der Große gegen eine Welt von Feinden für Preußen die Großmachtstellung erkämpft. Die friderizianischen Feldzüge bedeuteten für die Grenadiere eine zehnjährige Zeit todesmutigen Ringens, unendlicher Strapazen und schwerster Blutopfer, aber auch unvergänglichen Waffenruhms und historisch gewordener Erfolge. Allein auf den Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges ließ das Regiment 123 Offiziere und 4200 Mann. Aus der Kette stolzer Taten und leuchtender Taten strahlen zwei besonders hervor: Der blutige Sieg bei Zorndorf, wo das Regiment unter des Königs Augen sein

Letztes hergab und fast 60 vom Hundert seines Bestandes einbüßte, und der schwarze Tag von Runersdorf, wo es als Leibwache und Kerntuppe seines genialen Kriegsherrn auch in Unglück und Niederlage ausharrte.

Dem Heldenzeitalter Friedrichs des Großen folgten lange Jahre des Friedens. Sie beraubten die vom Ruhme der großen Vergangenheit zehrende preußische Armee ihrer lebendigen Säfte und besten Kräfte. So zerschellte an den sieggewohnten, leichtbeweglichen Truppen Napoleons in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, noch nicht einmal ein halbes Jahrhundert nach Leuthen, das Werk Friedrichs des Einzigen.

Ein gnädiges Geschick bewahrte die Grenadiere, damals nach ihrem Chef „Regiment von Diercke“ geheißen, vor der Teilnahme an dieser Katastrophe. Ihnen war es vielmehr vergönnt, in der Schlacht bei Preußisch-Eylau (1807), dem ersten unentschiedenen Treffen zwischen Preußen und den napoleonischen Truppen, „mit wahrhaft seltener Bravour und Ordnung“, wie ihr Heerführer rühmt, mitzukämpfen. Wenige Monate darauf sah Danzig das Regiment in seinen alten Mauern. Wenn sich das fortifikatorisch zurückgebliebene Danzig gegen ein wohl-ausgerüstetes, übermächtiges Belagerungsheer damals 2½ Monate zu halten vermochte, so hat das Regiment Diercke daran den ehrenvollsten Anteil. Ihm fiel die Verteidigung der Schlüsselstellungen Danzigs, namentlich des Hagelsberges zu, wo heute noch der schlichte Diercke-Stein vom kühnen Todesmut und von den großen Opfern der Grenadiere zeugt; es sicherte sich freien Abzug mit allen militärischen Ehren und erzwang, wie der Geschichtsschreiber sagt, „damals die Rettung der preußischen Waffenehre von Napoleon“.

Nach Jahren des Niederbruchs stieg aus Trümmern der preußische Nationalstaat empor. Aus dem Söldnerheer ward ein von den Besten der Nation aufgebautes Volksheer.

Inmitten der fieberhaft betriebenen Erneuerungsarbeit traf unsere Truppe, die damals den Namen 4. Ostpreussisches Infanterie-Regiment Nr. 5 annahm, das harte, verlustreiche Geschick der Teilnahme

an der großen Napoleonischen Expedition gegen Rußland (1812). Im März 1813, als Volk und Armee endlich zur Befreiung sich erhoben, rückte das Regiment siegesgewiß gegen den Feind. Und abermals wand es in einjährigem schweren Feldzug frische und nie verwelkende Lorbeeren um seine alten Fahnen. Am 7. April 1814 zog es, an Auszeichnungen und Ehren reich, in die französische Hauptstadt ein.

Nach vorübergehendem Aufenthalt in Posen kam das 5. Grenadier-Regiment im Jahre 1818 nach Westpreußen; Danzig, mit dem es bereits ein festes Band aus der Notzeit von 1807 verknüpfte, wurde sein dauernder Standort. Trotz unzulänglicher Unterkunft in engem Bürgerquartier oder dumpfer Kasematte fühlten die Fünfer sich schnell heimisch in Danzig und schlossen bald enge Freundschaft mit der Bevölkerung.

Indessen ging die Zeit mit ihren militärischen Fortschritten und Reformen auch an unserem Regiment nicht spurlos vorüber. Längst waren der Zopf und die altväterische Montur der Anfangszeit verschwunden, das äußere Bild des Infanteristen hatte seit der Reorganisation der Armee eine gründliche Wandlung durchgemacht. Im Jahre 1843 wurde dann die ebenso praktische wie kleidsame Uniform eingeführt, die erst im Weltkrieg durch das schlichte Feldgrau ganz verdrängt wurde. Seit 1852 führte das Regiment, das mehrfach Teile zur Bildung von Neuformationen abgegeben hatte und damals mit dem Infanterie-Regiment Nr. 45 die 4. Infanterie-Brigade, 40 Jahre später mit dem Regiment Nr. 128 die 71. Infanterie-Brigade bildete, den uns Danzigern altvertrauten Namen Grenadier-Regiment Nr. 5.

Nach fast 50jähriger Waffenruhe bewiesen die Fünfer in den deutschen Einigungskriegen gegen Österreich (1866) und gegen Frankreich (1870/71) zur Genüge, daß der altpreussische Geist trotz langer Friedenszeit in ihnen noch unvermindert lebendig war. Bei Trautenau am 28. Juni 1866 verdiente sich Hauptmann von der Mülbe vom Füsilierbataillon die so seltene Auszeichnung mit dem Pour le mérite. Schwere, doch ehrenvolle Tage er-



Die Wache der „Fünfer“ am Hohen Tor vor dem Kriege

lebten die 5. Grenadiere bei der Belagerung von Metz; unvergeßlich in der deutschen Kriegsgeschichte aber bleiben namentlich die kühnen Streifzüge, die der nachmals zum General der Infanterie aufsteigende, erst im Jahre 1924 verstorbene Hauptmann von Rezewski mit den Grenadiern in Frankreich unternahm und deren einer im Januar 1871 sogar bis an die Küste des Ärmelkanals führte. 114 Eiserne Kreuze konnten die Fünfer aus Frankreich heimbringen.

In 43 Jahren ungestörten Friedens wurde in Danzig an der Vervollkommnung und Modernisierung der Truppe unermüdlich gearbeitet. Nach wie vor betrachtete das Regiment aber auch die Pflege seiner ruhmvollen Tradition als eine der vornehmsten Aufgaben. Einen Höhepunkt bildete die 200jährige Jubelfeier im März 1889, die dem Grenadier-Regiment Nr. 5 in reichstem Maße Zeugnisse der stolzen Liebe der Danziger Bürgerschaft und ebenso Ehrungen von höchster Stelle, so die Verleihung des Namenszuges seines Stifters König Friedrich I. eintrug. 1913 erhielt das Regiment die schmutzen weißen Lizen für

die Mannschaften und die Goldstickerei für die Offiziere.

Als in der Schwüle des Sommers 1914 dann das gewaltige Gewitter des Weltkrieges losbrach, hob für das nunmehr 225jährige Grenadier-Regiment Nr. 5 die schwerste und größte Zeit seiner Geschichte an. Eine auch nur abrißhafte Erzählung der Geschehnisse der Fünfer in den Jahren 1914—1918 wäre gleichbedeutend mit einer Darstellung hervorragender Ausschnitte aus dem Heldenkampf Deutschlands in Ost und West. Andeutungen des Wesentlichsten müssen hier genügen.

Nach dem frisch-fröhlichen Auftakt bei Lewiczyn geschah der erste große Zusammenstoß mit der vielberufenen russischen Dampfwalze am 20. August 1914, einem der blutigsten und schwärzesten Tage in den Annalen der ganzen 36. Division. blieb dem Regiment hier bei Gumbinnen—Walterkehmen auch der Erfolg versagt, so zeigte es damals doch den gleichen Geist wie ehemals bei Runersdorf; dafür ist der Heldentod von 16 Offizieren und 810 Mann das ergreifendste Zeugnis. Sieg aber war den Fünfern an den un-

vergeßlichen Tagen von Tannenbergl, Possessern und Szabienen beschieden.

Diesen Kämpfen auf Ostpreußens blutgedüngten, zerstampften Fluren folgten die Vorstöße nach Russisch-Polen hinein. Der Herbst 1914 sah die Truppe unter schweren Gefechten, harten Strapazen und empfindlichen Verlusten bis nahe an die Festung Warschau vordringen, bis die mißliche Lage der südlich anschließenden österreicherischen Armee den Rückzug erheischte. Nach kurzer Ruhepause wurde das Regiment im Verbande der 9. Armee Mackensens abermals zum Vormarsch auf die wichtige Linie Lowicz—Lodz ange-setzt. Es gelang, des übermächtigen Gegners Zentrum derart zu fesseln, daß die verhängnisvollen russischen Operationspläne am Nord- und Südflügel der Ostfront zuschanden wurden. An der Rawka—Bzura Linie, also an der Hauptverteidigungsfront vor Warschau, wo der kühn vorgetragene deutsche Angriff zum Stehen kam, erlebte das Regiment mit seine schwersten Tage. Blutig war das erste Weihnachtsfest im Felde mit den Kämpfen um Korabka, furchtbar die Jahreswende 1914/15 mit dem heißen Ringen um Borzymow, wo nicht weniger als 930 Grenadiere ihr Leben ließen.

Erst Anfang Februar 1915 erstarrte die Front. Die schwer mitgenommene Truppe konnte sich nun dem mühsamen Ausbau ihrer vorderen Stellungen und der Errichtung gepflegter Unterkünfte widmen. Viereinhalb Monate verhältnismäßiger Ruhe, nur unterbrochen von einem erfolgreich durchgeführten Gasangriff, taten dem durch jungen Ersatz fast von Grund auf erneuerten Regiment bitter nötig.

Anfang Juli 1915 erfolgte die Ablösung aus der denkwürdigen Rawkastellung. Abtransport nach der ostpreußischen Südostseite, — Vormarsch in die Gefechtslinie —, am 13. Juli Erstürmung der Höhen bei Przasnysz —, die große Sommeroffensive 1915 hatte begonnen! Sie gestaltete sich zu einem schier unhemmbaren Siegeslauf der beteiligten Truppen. Am Narew und Bug, am Njemen und schließlich in den litauischen Sümpfen erstritten sich die Fünfer neue, oft freilich sehr blutige Lorbeeren. Am 9. Okto-

ber 1915 schlug dann die Stunde des Abschieds vom östlichen Kriegsschauplatz.

Der Übergang vom Osten nach dem Westen war gleichbedeutend mit dem vom Bewegungs- zum Stellungskrieg. Während der 10 folgenden Monate haben unsere Grenadiere in der Piccardie vor Chilly—Chaulnes und bei Fresnoy treue Wacht gehalten. Die Zeit war erfüllt von Arbeit an und hinter der Front, reich an Erfahrungen und belebt durch mancherlei schneidige Patrouillenunternehmen, Minen- und Gaskämpfe. Dann kam die Somme-Schlacht, die erste der gewaltigen Materialschlachten im Westen. Bei Verdunvillers, Hallu, Chaulnes und Pressoire bewies das Regiment, daß es auch dieser vernichtenden, von der östlichen so ganz verschiedenen Kriegsführung vollauf gewachsen war.

Auf wohlthätige Wochen ruhigen Grabenkriegs bei Fresnoy und vor Roye folgte die Teilnahme an der genial angelegten und durchgeführten Rückwärtsbewegung auf die Siegfriedstellung (Frühjahr 1917). Wenig später standen die Grenadiere im Großkampf bei Arras. Heldenhaft fochten sie in den Trichtern und Löchern vor Monchy und am Bois du Vert gegen die zäh angreifenden Engländer. Dann knappe vier Wochen Stellungskrieg — und dann die Flandernschlacht! Auf den einst gesegneten, nun zerpflügten, trichterübersäten Gefilden Flanderns, wo große Ehrenfriedhöfe den heldischen Opfergang der deutschen Jugend von Langemark anzeigten, wo alle Kreatur erstarben und selbst die Natur feindselig zu sein schien, spielte sich die Tragödie des 20. Septembers 1917 ab. An diesem Tage, den die Regimentsgeschichte als den schwersten der Truppe verzeichnet, ist das Füsilierbataillon der Fünfer gegenüber dem historischen Trümmerhaufen von Opren ehrenvoll zugrunde gegangen. Und furchtbar lichtete der Tod auch die Reihen derer, denen der Gegenangriff zufiel.

Es folgten Monate des Graben- und Arbeitsdienstes, der Ausbildung des zu dem ausgebluteten Regiment gestohlenen Ersatzes, der Ruhe und Erholung in der Gegend von St. Quentin. Bald stand die innerlich und äußerlich erstarrte Truppe wieder zu neuen Taten bereit.



Das Ehrenmal der 5. Grenadiere in Danzig

Endlich am 21. März 1918 begann die Starre der Front nach gewaltigem Feuerwirbel sich zu lösen. Der deutsche Großangriff bei St. Quentin—La Fère brach los. Auf bekanntem Gelände mit altvertrauten Namen wie Arvillers, Effigny, Flavy—le—Martel stürmten die Fünfer vor und erreichten trotz allem Widerstand des wohlgerüsteten Gegners ihre Kampfziele; das kostete sie 35 tote und verwundete Offiziere, darunter die glänzende Führergestalt des Majors Faure, und 882 gefallene und verwundete Unteroffiziere und Mannschaften.

Nach zähen Stellungskämpfen und anschließender gründlicher Auffrischung ging's an den Chemin des Dames und von dort Ende Mai in ehren-, aber auch verlustreichen Kämpfen, von denen der schneidige Angriff auf Chartèves am 30. Mai 1918 besondere Erwähnung verdient, weiter zur Marne, zum Schicksalsfluß der deutschen Kämpfer. Am 15. Juli wurde der Übergang erzwungen, aber schon drei Tage später mußte die Truppe in heftigsten Gefechten und unter unmenschlichen Anstrengungen sich schrittweise den Rückzug erkämpfen.

Und nochmals konnten die fünften Grenadiere auf dem altbekannten Kampfgebiete an der Somme ihren Waffenruhm durch eine neue Großtat mehren. Unvergesslich die Tage vom 24. bis 28. August 1918 bei Morv, wo die Engländer unsinnige Opfer für einen kläglichen Terraingewinn bringen mußten!

Aber auch die Fünfer waren auf ein Häuflein von wenigen Hundert zusammengeschmolzen und mehr als reis für die nur anderthalbwöchige Ruhezeit in Lille. Anschließend waren die strapazenreichen Rückzugskämpfe bei Pont à Vendin, an der Schelde, an der Maas zu bestehen.

Dann kam das bittere Ende: der schmachvolle Waffenstillstand, dem ein noch schändlicherer Frieden folgen sollte.

Durch die bereits revolutionierte Etappe, durch das noch haßerfüllte Belgien führte der Rückmarsch ins deutsche Vaterland, wo manches freundliche Bild, manch schöne Ehrung, aber auch manch ein trübes Erlebnis der Truppe harrten. Herzlich war der Empfang des 1. und 3. Bataillons in Danzig am 13. Dezember

1918, gedrückt und frostig die Heimkehr des 2. Bataillons acht Tage später. Bis zum Schluß hielt das Regiment vorbildliche Manneszucht und stellte gleich eine stattliche Zahl Freiwilliger für den östlichen Grenzschutz.

Schon am 1. August 1919 ging das Grenadier-Regiment Nr. 5 in das neue Reichswehrinfanterieregiment Nr. 33 auf. Aber erst zu Beginn des kommenden Jahres schieden unter ergreifenden Treuefundgebungen der Danziger die letzten Teile der Truppe aus unserer Stadt.

Das letzte Kapitel der 230jährigen Geschichte des ruhmreichen Grenadier-Regiments König Friedrich I. Nr. 5, das 107 Offiziere und 3033 Unteroffiziere und Mannschaften im Weltkrieg hingegeben hatte, war beendet. Sein Ruf und Ruhm aber ist geblieben und lebt in der Geschichte und in unserer neuen deutschen Armee weiter. Auch von dem 5. Grenadier-Regiment gilt das Schillerwort:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“

Grenze

Es schallen Trommeln aus dem Reich,
die Wirbel klingen gut
wohl über Grenze, Damm und Deich.
Sie tönen euch und uns zugleich,
die wir vom selben Blut.

Wie sind wir von den Brüdern weit!
Und sind doch alle eins.
Die Trommel ruft: Ihr alle seid
der Ahnenkette Ewigkeit,
ein Volk trotz Tods und Feinds,

der Schlagbaum trennt die Herzen nicht,
das Blut freißt wie ein Strom —
Die Trommel ruft, die Trommel spricht,
da fällt die Not, die Schlacke bricht:
aufwächst der große Dom.

Peter Hundt

Von Dorpat nach dem Peipussee

Baltische Bilder von Herbert von Hoerner

III. *)

Copyright by J. Engelhorn's
Verlag Nachf., Stuttgart

Im Kontor der Gesellschaft, die den Dampferverkehr von Dorpat nach dem Peipussee unterhält, scheint man über die Abfahrzeiten der von hier aus in Bewegung gesetzten schwimmenden Verkehrsmittel noch nicht genügend Erfahrungen gesammelt zu haben. Dem gedruckten Fahrplan, den auch wir besitzen, traut kein Mensch. Nachdem aber die Angestellten des Kontors, die uns nicht ohne Argwohn betrachteten, in ihrer unverständlichen Sprache, die sich merkwürdig tickend anhört, eine längere Debatte miteinander geführt haben, teilt uns unser Dolmetscher, ohne den wir hier verloren wären, mit, es bestünde die größte Wahrscheinlichkeit, daß gerade heute, es ist ein Freitag (der Woche), um zwei Uhr nachmittags ein Dampfer abginge, mit dem wir nach der Insel Piirisaare gelangen könnten. Mit demselben Dampfer könnten wir am nächsten Tage um halb acht Uhr morgens wieder in Dorpat zurücksein. Dies paßt uns ausgezeichnet. Nun ist noch die Frage zu erörtern, wo und auf welche Weise wir die Nacht zubringen werden. Ob es in den Dörfern am Peipussee, an denen der Dampfer anlegt, Gasthäuser gibt? Man lächelt, als hätten wir nach etwas ganz Unmöglichem gefragt. Ob es auf der Insel Piirisaare ein Gasthaus gäbe? Erneutes Lächeln: Nein. Ob wir auf dem Dampfer übernachten könnten? Ja, das könnten wir. Ob der Dampfer auch Verpflegung mit sich führe? Auch das! — Nun, dann ist ja alles in Ordnung.

Gemächlich vor zwei Uhr finden wir uns am Hafen ein. Er befindet sich unterhalb des Handelshofes, der nach russischer Art einen breiten Raum einnimmt, indem er im Rechteck einen Hof umschließt und außen herum an allen vier Seiten von einem stattlichen Säulengang umgeben ist. Hier reiht sich Fenster an Fenster, Geschäft an Geschäft, mit Aus-

lagen aller erdenklichen Art. Nur die frischen Erzeugnisse, die das Land in die Stadt liefert, junges Gemüse, Beerenobst, Butter, Eier, Speck, geschlachtete Hühner, geräucherte Fische und was der guten Esharkeiten mehr sind, werden nebenan feilgeboten auf dem freien Platz, auf dem ein Bauernwägelchen am andern aufgefahren ist. Vom Wagen herab, oder davor an Tischen, oder aus den auf das Pflaster gestellten Körben verkaufen buntgekleidete Frauen redefreudig ihre Ware. Es ist ein lebhaftes Treiben unter dem strahlenden Himmel eines Sommertages von überschwänglicher Wärme. Eine Ironie des Wetters wollte es so, daß wir, nordwärts reisend, in immer größere Hitze kamen. Um heißesten war es in Narwa. Aber auch hier in Dorpat ist es so, daß man sich auf die Kühlung freut, die man sich von der Dampferfahrt stromabwärts verspricht.

Ich vervollständige unseren mitgenommenen Speisevorrat, indem ich mir eine Gurke erstehe. Nachdem ich mit meinem Einkauf weitergegangen bin, kehre ich um, mir noch eine Gurke zu kaufen. Das hat aber seinen Grund nicht in den Gurken, sondern in deren Verkäuferin. Ein blondes junges Geschöpf, zart und wohlgediehen, aufgewachsen an irgend einem Feldrain, den noch nie ein Städter betrat. Ich könnte ihr ihren ganzen Vorrat an Gurken abkaufen, alle zehn Minuten eine. Aber es wird Zeit, daß wir uns nach unserem Dampfer umsehen.

Am Kai liegt ein kleines schwarzes, qualmendes Ungetüm, das den stolzen Namen „Torm“ führt. Torm heißt auf Estnisch Sturm. Niemand wird von „Torm“ erwarten, daß er besonders sauber sei. Er ist es auch nicht. Aber er hat etwas Vertrauenerweckendes. Ganz ausgezeichnet paßt zu ihm sein Kapitän, dick, dunkelhaarig und freundlich. Bereitwillig gibt er uns, gleichzeitig die Ver-

*) Vgl. „Von der Landschaft Estlands“ und „Narwa und Zwangorod“, Baltische Bilder, Teil I. und II. „Der Deutsche im Osten“, Jahrgang 1, Heft 12, Februar 1939.

ladung von Kisten überwachend, Aus-
kunft: Übernachtung? — Mit Freuden.
— Und er zeigt uns den Abstieg in die
Kajüte, in den Bauch des „Torm“ hin-
ab. Der Kapitän eines Luxusdampfers
könnte nicht stolzer auf sein Schiff sein.
Er behandelt uns mit Zuvorkommenheit.
Es scheint, wir sind für ihn eine seltene
Art von Gästen. Wahrscheinlich weiß er
uns nach Stand, Beruf und dem Zweck
unserer Reise nicht recht unterzubringen,
denn der Vergnügungsreisende ist in
dieser Gegend noch keine häufige Er-
scheinung, nicht zum Nachteil der Gegend.
Wir, das heißt mein jugendlicher Be-
gleiter und ich, wirken aber auch sicher-
lich sehr vornehm, da wir einen kleinen
Koffer mit uns führen. Mit Koffer rei-
sen nur ganz feine Leute. Der gewöhn-
liche Mensch reist mit Bündel. Es können
auch Körbe sein, die man als Gepäck
verwendet, aber meistens sind es Bündel.
In ein Tuch, manchmal auch nur in
Papier eingeschlagen, nimmt man mit,
was man braucht. Viel Bindfaden wird
darauf verwandt. Den meisten Platz auf
dem Verdeck nehmen leere Kisten ein,
von denen ein scharfer Geruch nach ge-
räucherten Fischen ausgeht. Auch gibt es
unter dem Gepäck der Reisenden viele
leere Körbe, die noch die Spuren von
allerlei Beerenobst und Gemüse zeigen.
Man kehrt vom Markt nach Hause
zurück.

Von uns beiden abgesehen sind auf
dem Schiff zwei Sprachen vertreten: Est-
nisch und Russisch. Spricht jemand beide
Sprachen, so ist anzunehmen, daß es ein
Russe ist, denn eher beherrscht ein An-
gehöriger der Minderheit die Sprache
des den Staat bestimmenden Volkes als
umgekehrt. Zum Peipussee hin aber
nimmt das Russische zu. Unsere dolmet-
schenden Freunde haben sich bei Abgang
des Dampfers von uns verabschiedet.
Mir ist die russische Sprache geläufig,
von der estnischen verstehe ich kein Wort.

Für den Deutschen, der in diese Ge-
gend der gemischten Bevölkerung kommt,
haben die Russen in ihrer ganzen Er-
scheinung etwas viel Auffallenderes als
die Esten. Sie sind das uns Fremdere.
Im Esten mag sich vielerlei Blut gemischt
haben. Sicherlich hat eine jahrhundert-
lange Beherrschung durch Deutsche ihr

Teil dazu beigetragen. Auch Skandi-
navien hat, vom Westen des Landes aus,
Einfluß auf die russische Zusammen-
setzung des Volkes gehabt. Es fehlt also
zum mindesten nicht an nordischer Bei-
mischung und, von hieraus betrachtet,
auch nicht an russischer Verwandtschaft zu
uns. Völlig unverwandt ist nur ihre
Sprache der unseren. Darin stünde der
Russe uns näher, sonst aber nicht.

Auch im Russen hat sich vielerlei ge-
mischt und in der Mischung nicht zu einem
einheitlichen Typ entwickelt. Dennoch
erkennt man ihn unter Nichtrussen her-
aus. Woran liegt das? Was sind seine
kennzeichnenden Merkmale? Ich be-
haupte: Es liegt im Seelischen. Die
Unterschiede in der äußeren Erscheinung
sind nur die Folge der Unterschiede im
Seelischen. Der Russe mag die Lebens-
gewohnheiten seiner nichtrussischen Um-
gebung annehmen, er mag auf geistigem
Gebiet, mit dem Verstande, beeinflusbar
und erziehbar sein in nicht-russischem
Sinne. Er wird dennoch nicht aufhören,
auf seine russische Art zu fühlen. Er
bleibt, von uns aus betrachtet, Gefühls-
mensch. Das Gefühl, nicht die Vernunft,
beherrscht ihn und bestimmt sein Verhal-
ten und seine Handlungen. Damit ist
freilich noch nicht gesagt, welcher Art
seine Gefühle sind und ob er uns durch
sie angenehm oder unangenehm wird.
Wir dürfen hier das Wort „Gefühl“
nicht nur in dem Sinne verstehen, in
welchem es bei dem Ausdruck „gefühl-
voll“ auftritt. Gefühl kann sanft und zart
sein, es kann aber auch wild und unsanft
sein, es kann roh sein. Es kann viehisch
sein. Und an allen diesen Möglichkeiten
und Seiten des Gefühls wird es dem
Russen nicht fehlen, und in allen seinen
Lebensäußerungen wird es zu Tage tre-
ten, daß er auf die ihm eigene, eben auf
seine russische Art, liebt und haßt, sich
freut oder betrübt ist.

Mir gegenüber sitzt ein Mann und ist
aus einer Tüte kleines, länglich geform-
tes, weißes Zuckerzeug, das so aussieht,
als bestünde es nur aus Zucker-Süße und
irgend einer Säure mit Fruchtgeschmack.
Es ist der Genuß, den er sich aus der
Stadt mitgebracht hat: Er hat sich Bon-
bons gekauft. Der Mann trägt einen
schwarzen Schlapphut und ein blaues

Hemd, das mit seitlich geknöpftem Rändchen am Halse abschließt und unter dem Rock über der Hose mit einem Riemen umschnürt ist. Die Hosen stecken in Wasserstiefeln. Er hat dunkelbraunes Haar und ebensolchen Bart. Das Haar schneidet man von Zeit zu Zeit, wenn es zu lang wird. Den Bart läßt man wachsen. Der Bart ist lang und dünn und lockig geworden. Die Augen sind dunkel, groß, schmal und an den äußeren Winkeln ein wenig nach oben gezogen. Das Gesicht wirkt trotz der hervortretenden Backenknochen länglich und schmal. Die Nase ist dünn und lang. Bei großer Einfachheit der Formen wirken die Züge des Gesichts eher fein als grob. Er blickt veronnen und kindlich, während er das weiße Zuckerzeug aus der Tüte katscht. Wahrscheinlich besitzt er bei seinem Dorf am Peipussee ein Stückchen Acker und Wiese und lebt außerdem vom Fischfang im See. Er hat geräucherte Fische zur Stadt gebracht und sich dafür mit den weißen Bonbons belohnt. Sein Tagewerk ist getan. Das übrige mag inzwischen zu Hause die Frau getan haben. Vielleicht hat er in der Tasche noch andere Tüten mit Zuckerzeug für die Kinder. Aber er selber ist wie ein Kind.

Das Schiffchen gleitet, bieder stampfend und langsam, die vielen Windungen des Embach hinab. Soweit die Ausläufer der Stadt hinausreichen, sind die Ufer belebt von Badenden. Der Nordländer freut sich des sommerlich erwärmten Wassers wie kein anderer. Im Winter ist dieser Fluß eine Straße, auf der die Schlitten fahren. Wir kommen an großen Rähnen vorüber, deren Bauart, wie behauptet wird, auf die Wikinger zurückzuführen ist. Sie sind in der Mitte überdacht, von geschwungener und breiter Form, vorn und hinten hoch aus dem Wasser ragend, in der Mitte dagegen so niedrig, daß es aussieht, als habe das Dach die Wände des Bootes auseinandergedrückt.

Eine besonders lebhafte Erscheinung auf unserem Schiff ist der Schiffszunge. Es ist ein junger Este. Wir schätzen ihn auf siebzehn Jahre. Er hat bei jeder Anlegestelle geschwind hinauszuspringen und ein dickes Tau um einen zu diesem Zweck vorhandenen Pfosten zu schlingen, wodurch das Schiff zum Anhalten gebracht

wird. Bei der Abfahrt hat er wiederum das Tau zu lösen und auf das Schiff, während es sich schon in Bewegung setzt, zurückzuspringen. Der Handgriff und die Sprünge erfordern einige Geschicklichkeit. Der Schiffszunge waltet seines Amtes mit einem Eifer, als gelte es bei jeder Haltestelle von neuem, eine Höchstleistung im Hinausspringen, Tau-schlingen, Tau-lösen und Wiederzurückspringen zu vollbringen. Er tut so, als sei an jeder Haltestelle das Schiff in der größten Gefahr unterzugehen und er müsse es unter Einsatz seines Lebens retten, was jedesmal gelingt. Am Geländer und an den Stangen, die das Sonnendach tragen, vollführt er unnötige Kletterkünste. Jeden, der ihm bei seiner Tätigkeit im Wege ist, stößt er beiseite. Er ist fortgesetzt in Bewegung, auch wenn er nichts zu tun hat. Auch sein Mund steht nicht still. Mit den zwei Matrosen, die abwechselnd den Kapitän am Steuer ablösen, prügelt er sich herum, bekommt Püffe und gibt sie zurück, ohne daß es zu einer ernsthaften Auseinandersetzung kommt. Vielleicht versucht es der eine oder andere, ihn mit einem festen Handgriff zu bändigen. Ihm wehethun oder schaden will niemand. Er ist vom Leben noch völlig unbeschädigt, und keine Hafenkneipen haben ihm bisher etwas anzuhaben vermocht.

Er ist von mittelgroßem Wuchs. Sein Anzug besteht aus einer blauen langen Hose und einem kurzen Trikotjäckchen ohne Kragen und Ärmel. Auf dem Kopf trägt er die denkbar kleinste Mütze, ein Käppi, das eng am Schädel anliegt und so wenig von ihm bedeckt, daß man nicht begreift, wie es sich dort überhaupt hält. Nacken, Schultern, Brust und Arme haben etwas Abgerundetes. Auch der Kopf ist rund. Die Nase ist klein. Die Augen sind blau. Das Haar, soweit kürzester Schnitt etwas davon sehen läßt, scheint von hellem, rötlichem Blond zu sein. Die Hautfarbe ist auffallend hell; sie zeigt, ständig der Sonne und der Luft ausgesetzt, kaum deren Einwirkung.

Ich habe nach dem Typ des Esten gesucht. In diesem Schiffszungen des „Torm“ scheint er mir gegeben. So haben estnische Jungen an der Schwelle zum Mannesalter zu allen Zeiten ausgesehen. Dieser Junge war schon auf der Welt,

als das Volk der Esten noch seine alten Götter verehrte, deren einem der Berg geweiht war, auf dem nachher die Deutschen ihren Dom erbauten. Er war schon früher einmal Schiffszunge, vielleicht vor tausend Jahren, auf einem der gefürchteten Seeräuberschiffe, die dazumal die Ostsee unsicher machten. Damals ist er, wie er jetzt auf den Landungssteg springt, auf ein fremdes Schiff hinübergesprungen und hat das Tau am feindlichen Mast festgemacht. Er hat mitgekämpft und mitgemordet, nicht schlechter als seine Brüder, die älter waren als er. Es war ihm eine Wonne, den dicken fremden Kaufmann ins Meer zu werfen. Nachher hat er seinen Teil an der Beute bekommen. Es waren goldene Säckelchen dabei, die hat er einem hübschen Mädchen mitgebracht. Jetzt sitzt sie in Dorpat auf dem Markt und verkauft Gurken. Bei dem großen Estenaufstande des Jahres 1343 war er auch dabei. Da brannten schon einmal die festen Häuser der deutschen Herren, und es ging an ein Ausrotten. Da aber der Orden dem Dänenkönig zu Hilfe kam, nahm der Aufstand ein Ende und die Deutschen blieben die Herren. Auch 1905 hat er mitgemacht, als wiederum die Herrenhäuser brannten. Aber zwischendurch ist er immer ein friedlicher Schiffszunge gewesen.

Zu beiden Seiten des Embach tauchen in weiten Abständen voneinander alte Herrenhäuser auf. In ihnen lebten und regierten als kleine Könige auf ihren großen Gütern die Nachkommen jener Vasallen, die, ob unter dänischer, ob unter deutscher, ob unter schwedischer, polnischer oder russischer Herrschaft, immer die deutschen Herren im Lande blieben, — bis auf die jüngste Zeit, da sie es nun nicht mehr sind.

Um die verlassenen Herrenhäuser mit ihren schattigen Parks und ausgedehnten Wirtschaftshöfen sind kleine Ortschaften entstanden. Vielleicht sind in den Herrenhäusern staatliche Institutionen untergebracht. Das eine scheint ein Kinderheim zu sein. Mögen die Kinder sich freuen. Ihnen gönnen wir es immer.

Es ist kein gewaltiger Verkehr, der sich von unserem Dampfer aus abspielt. Eine Frau steigt aus, zwei Männer steigen

ein. Irgendein Paket wird auf den Steg hinausgereicht und dort in Empfang genommen. An einer der Haltestellen nehmen wir einen merkwürdigen Passagier auf. Er hat sich's leicht gemacht, indem er den Rock auszog. Nun hat er nur noch die Hose an und die Wasserstiefel, die in so viel Falten zusammengesunken sind wie eine Ziehharmonika. Die Hose, deren ursprüngliche Farbe sich nicht mehr feststellen läßt, besteht zum größten Teil aus Flickern, die aber nicht ausreichen, alle Löcher zu decken, oder selber wieder zu Löchern wurden. Sein Oberkörper ist nackt, und es besteht Gefahr, daß die um den Bauch nur lose geschnürte Hose nachlassen und ganz in die beiden Harmonikastiefel hinunter versinken wird. Den Rock, der nicht besser ist als die Hose, trägt er über dem Arm. Er wirft ihn, sich auch noch dieser Last zu entledigen, nachdem er sich an Bord geschwungen hat, auf den Fußboden und tritt darauf. Er scheint der Meinung zu sein, daß der Rock noch schmutziger, als er schon ist, nicht mehr werden kann. Außerdem ist es sein Rock und er kann damit machen, was er will. Man scheint ihn auf dem Schiff schon zu kennen. Niemand fordert von ihm eine Fahrkarte. Also hat man ihn nur des Spases wegen eingeladen mitzufahren. Er nimmt sich denn auch der allgemeinen Erheiterung an, indem er die eigene, unbehändige Heiterkeit, die ihn bis zum Überströmen erfüllt, nach allen Seiten hin austeilt, unermüdet erzählend in einem Gemisch von Estnisch und Russisch, von dem ich nur so viel verstehe, daß das Leben für ihn voller heiterer Begebenheiten und ihm im übrigen alles gleichgültig sei. Er ist blond und am Körper voll rötlicher Borsten. An der nächsten Haltestelle wird er ausgeladen. Ohne erst abzuwarten, bis der Dampfer richtig angelegt hat, schwingt er sich mit dem besonderen Gleichgewichtssinn des Betrunknen über den Wasserabgrund auf den Steg hinaus, wirft seinen Rock hin und setzt sich drauf. Da sitzt er nun in der Sonne als wie ihr liebstes Kind, winkt dem weiterfahrenden Dampfer nach und scheint völlig unbekümmert darum, daß er nun wahrscheinlich einen noch langen Heimweg zu Fuß in der Glut des Nachmittages zurückzulegen haben wird. Jedes Volk hat seine

Art von Betrunktheit. Der Russe hat die heiterste.

Ein russischer Geistlicher steigt ein. An wen er die Rede richtet, der antwortet ihm auf eine ehrfürchtige Weise, wie es sich einem Manne gegenüber geziemt, der das Haar lang bis auf die Schultern und ein dunkles, feierliches Gewand mit breiten Ärmeln trägt. Er wird mit „Väterchen“ angeredet.

Der Fluß verbreitert sich. Das bewohnte und behaute Land weicht zurück und es öffnet sich dem Blick die weite freie Wildnis der ins Unermessene sich dehnenden Sümpfe. Wir empfinden auf einmal, wie dünn der Fluß dahinfließt inmitten der ungeheuren Breite, die von seinen Ufern ausgeht. Zwischen Gras und Schilf wächst verstreut niedriges Strauchwerk. Immer ferner rückt der umsäumende Wald, der hie und da noch inselartig aus der Fläche aufsteigt. Immer seltener wird der Anblick von Menschen, und so entzückt ihrer Wirksamkeit erscheint nunmehr die Landschaft, daß wir uns wundern, als wir in einiger Entfernung vom Ufer noch eine Gruppe gewahren, die mit der Einbringung von Heu beschäftigt scheint. Es ist dort wohl eine trockenere Stelle inmitten des Sumpfes. Hin und wieder, aber nur selten, begegnet uns ein Fahrzeug auf dem Fluß. In einem am Ufer festgemachten Kahn sitzt ein alter Mann und angelt. Er hat sich das Boot wohllich eingerichtet, mit Heu am Boden und einem kleinen zeltartigen Dach. Man könnte glauben, der alte Mann verbringe hier seinen Sommer, vom Boot aus angelnd.

Wir sehen Wasservögel. Enten fallen ein. Zuweilen hebt sich eine Stelle des Ufers zu einem kleinen flachen Hügel und wird so zur Insel zwischen Wasser und Moor. Der Mensch, als sei die Erde ihm zu eng und aller Platz auf ihr schon verteilt, dringt überall hin vor, wo die Natur ihm noch Lebensmöglichkeiten bietet. Eine der Uferinseln ist bewohnt. Sie ist sogar bebaut. Wir fahren langsam an ihr vorüber. Es steht eine Hütte da, und sogar ein Gärtchen ist dabei. Und Hühner laufen davor herum. Es sind gewöhnliche zahme Haushühner, keine wilden Wasservögel. Die Hütte ist so verfallen, daß wir befürchten müssen, der

nächste Sturm vom Peipussee her wird sie umwehen. Es macht fast den Eindruck eines gestellten Bildes: „Verfallene Fischerhütte“. Und nun sind auf einmal zwei Kinder da. Hand in Hand stehen sie vor dem elenden Hause, ein Schwesterchen und ein Brüderchen, und sehen zu, wie der Dampfer langsam vorüberfährt, der Dampfer mit den fremden Menschen und der langen Rauchwolke. Vater und Mutter sind nicht zu sehen. Aber es muß wohl jemand da sein, der für die Kinder sorgt. Und ich denke, wenn diese zwei Kinder groß sein und in die Welt hinausziehen werden, daß sie dann ein unstillbares Heimweh haben werden nach ihrer Uferinsel, ihrer Hütte, dem Gärtchen, den Hühnern, dem vorüberfahrenden Dampfer und all der unermesslichen Weltabgeschiedenheit ringsum. Denn sicherlich ist auch dieser kleine trockene Fleck zwischen all dem Nassen und Feuchten von Wasser und Moor, dieses winzige und armselige Stückchen Erde in nichts geringer und nicht weniger Heimat als irgendein anderes Paradies der Kindheits Erinnerungen.

Der Fluß verzweigt sich. Seitenarme gabeln von ihm ab und münden in ihn zurück. Hier irgendwo modert eine schwedische Flotille auf dem Grunde der Flußmündung. In einem der Kriege zwischen Rußland und Schweden haben die Russen sie versenkt. Vielleicht ist es die Stelle, an der der „Torm“ zum letztenmal stoppt, ehe er die Ausfahrt in den See gewinnt. Hier gibt es keinen Landungssteg. Sondern ein Boot kommt herangefahren, in dem ein Mann in Uniform sitzt. Der Mann übernimmt die Post, es sind Zeitungen und Briefe, er reicht auch Briefschaften heraus, die vom Kapitän in Verwahr genommen werden. Am Ufer sind Häuser, keine verfallenen Hütten, sondern kleine, recht ordentliche Bauwerke. Sie haben ein amtliches Aussehen, ähnlich dem Mann im Boot. Vielleicht ist das hier eine Polizeistation zur Überwachung des Sees, über den ja die Grenze mit den Sowjetstaaten verläuft. Aber auch Privatpersonen scheinen in den Häusern zu wohnen. Vielleicht ist das hier ihre Sommerfrische. Ein eigentümlicher Gedanke, daß man sich auch hierher Post könnte nachschicken lassen. Oder

würde sie nicht zurückgehen mit dem Vermerk: „Adressat verschollen“?

Und nun sind wir am See und fahren auf ihn hinaus.

Was ist es, frage ich mich, das diesen See von irgendeinem Meere unterscheidet? Vor uns das Ufer drüben sieht man nicht. Der See ist schon zu breit, um hinüberzuschauen, also ist er dafür erst recht zu lang. Es liegt also nicht an dem Eindruck, den das Auge empfängt. Liegt es am Geruch? Gewiß, Salzwasser würde anders riechen. Aber das allein ist es nicht. Auch die Verschiedenheit der Uferbildung, der Pflanzendecke, die das Wasser säumt, reicht zur Erklärung des von uns empfundenen Unterschiedes nicht aus. Zum Teil liegt's im Bewußtsein: Wir erwarten von einem See nicht solche Größe, daß wir das andere Ufer nicht sehen. Aber ein Rest von Gefühl bleibt ungeklärt. Es ist wohl so, daß eine jede Landschaft ihre Seele hat. Und aus dem See spricht sie anders zu unserer Seele als aus dem Meer.

Der See ist flach. Weit in ihn hinaus sind Markierungsstangen gesteckt, die dem Dampfer die Fahrtrinne anzeigen. Die Reihe der Markierungsstangen biegt nach links ein und folgt der Uferlinie, von ihr sich in dem ungefähren Abstände von einem Kilometer haltend. Näher also kann unser „Torm“ ans Ufer nicht heran, und da es nicht lohnen würde, für die Fischerdörfer, Barnja, Kasepää, Kolga, tausend Meter lange Landungsstege zu bauen, die ja doch vom Eise des nächsten Winters, wenn der See seinen Spiegel senkt und hebt, zertrümmert würden, wird der Verkehr zu den Dörfern durch Boote vermittelt, die den Dampfer an bestimmter Stelle erwarten. Die Boote sind groß genug, einige Passagiere und eine Menge Fracht zu befördern. Ein Ruderer für das Boot genügt, aber wenn unter den Passagieren kräftige Männer sind, rudern sie wacker mit. Es sind prächtige Gestalten dabei und Köpfe mit Patriarchenbärten.

Am Himmel zieht in kaum bewegter Luft eine Rauchwolke hin. Wir sahen sie schon vom Embach aus und glaubten, sie rühre von einem Dampfer her. Auf dem See aber wird es deutlich, daß sie vom Lande aufsteigt. In einem der

Dörfer brennt es. Die Entfernung ist noch so groß, daß man nicht unterscheiden kann, was da brennt. Aber Unglücksbotschaften verbreiten sich schnell, und so weiß man schon in dem ersten Dorf, bei welchem wir halten, Genaueres. Der Ruderer im Boot gibt Auskunft: Beim Iwanow brennt es, und beim Fedorof und beim Lebedew. Man schüttelt bedauernd die Köpfe. Wodurch der Brand entstanden sei? Der Ruderer zuckt die Achseln: „Durch das Zigarettenchen“. — Er spricht damit nur eine Vermutung aus, mit der er sagen will: Eine Ursache wird es ja wohl gehabt haben. Und einer der Mitreisenden knüpft eine lehrreiche Betrachtung daran, daß man mit dem Wegwerfen von Stummeln vorsichtig sein müsse. Niemand regt sich über das Unglück in dem fernen Dorf sonderlich auf. Daß es hin und wieder einmal in einer der Siedlungen brennt, das ist etwas, was eben vorzukommen pflegt. Man bedauert diejenigen, die es gerade betrifft. Im übrigen, ob Zigarettenstummel oder sonst eine zufällige Ursache, es ist Schicksal, da ist nichts dagegen zu machen.

Nachdem unser „Torm“ noch zweimal haltgemacht hat, fährt er nicht in der nördlichen Richtung weiter, sondern wendet und nimmt den Kurs nach Süd-Ost. Damit entfernen wir uns von der Unglücksstätte, ohne ihr so nahe gekommen zu sein, daß wir unsere Neugier hätten befriedigen können, entfernen uns auch vom Ufer und sehen nun den See zu beiden Seiten immer größer werden.

Himmel und Wasser sind von wunderbarer Ruhe. Offenbar schläft um diese Zeit des Jahres die Heze Peipa ihren Sommerschlaf. Möge nichts sie wecken. Denn der See, so sagt man uns, kann auch furchtbar sein. Das ist, wenn die Heze Peipa böse wird und tobt, weil die Hechte und andere Angeheuer der Tiefe sie peinigen. Der Peipussee nämlich ist auf die Weise entstanden, daß die Heze Peipa hinter der schönen Königstochter Rannapuura herlief, um sie, die ihr entflohen war, wieder einzufangen, und daß die schöne Königstochter Rannapuura das Linnen, das ihr zu ihrer Rettung die weißen Götter gegeben hatten, hinter sich warf. Da wurde aus dem weißen Linnen

der Götter der Peipussee. Der Höllenhahn, auf dem die Here ritt, ertrank, und die Here selber versank im See und kann nicht wieder heraus. Aber sie lebt noch.

Wir merken nichts von ihr. Es ist so windstill, daß über die Glätte des Wassers nur leicht gerauchte Streifen wehen. Unser Schiff aber zieht hinter sich her ein wunderbares Ornament von Wellen, die es selber erzeugt. Das Ornament im Wasser hat die Farben des Himmels, an welchem die Sonne, hinter dünnen Wolken sich verschleiernd und wieder hervortretend, im langsamen Wechsel von Glut und Abkühlung, von höchstem Licht und abendlicher Beschattung, sich anschiebt, ihren Tageslauf prachtvoll zu vollenden. Aber über das bunte Geleucht, weithin am friedlichen Himmel, zieht trauervoll, wie hingewischt von einem bösen Pinsel, in lang ausschwingender Schleife die dunkle Wolke des Brandes. Hatte da doch vielleicht die Here Peipa ihre Finger im Spiel?

Uns entgegen im Osten erheben Wolken ihre Gewitterköpfe. Sie glühen rot im Sonnenuntergangslicht. Aus Horizontesweite kehren, einzeln, weithin verteilt, Fischerboote zum Lande heim. In einem von ihnen, an dem wir nahe vorüberfahren, sitzen ein alter Mann und ein Knabe. Großvater und Enkel. So haben schon vor hunderten von Jahren der Großvater mit dem Enkel zusammen gefischt und werden es, so Gott will, noch nach hunderten von Jahren tun. Sie werden arm dabei bleiben. Und wenn sie einmal mit dem Dampfer bis Dorpat oder nach der anderen Seite hin bis Narwa gefahren sein werden, dann werden sie wissen, wie es in der Stadt aussieht. — Möge wenigstens die Stadt nicht zu ihnen kommen!

Es gebigt sich lange Zeit nichts als nur die Stille, durch die das Schiffchen stampft. Endlich tauchen vor uns im Nordosten schmale Streifen auf, die Land bedeuten. Ein Vergleich mit der Karte zeigt, das es die in den See vorspringenden Ecken des anderen Ufers sind. Es ist also schon die russische Seite des Sees, die wir sehen. Wir fragen nach der Insel, die unser Ziel ist. Auch sie ist nur ein schmaler bläulicher Streifen am Hori-

zont. Allmählich wird der Streifen breiter und deutlicher als Land erkennbar, flach wie alles Land ringsum.

Ich komme mit einem älteren Russen ins Gespräch, nachdem ich ihn mir schon längere Zeit betrachtet, auch über das brennende Dorf schon mit ihm gesprochen habe. Es ist in dem Ausdruck seines Gesichtes, wie auch in seiner ganzen Haltung etwas, das wir bei älteren russischen Männern öfters finden: Eine wunderbare Vereinigung von Altersweisheit mit Rindlichkeit. Auch die Art, wie er aus seinen grauen Augen in die verblaffende Weite des Abends blickt, wird Ausdruck dafür, daß er die Welt mit Innigkeit begreift, das Gesehene tief in sich aufnehmend und sicherlich niemals vergessend, was er einmal sah, aber ohne eigentlich darüber nachzudenken und nach ursächlichen Zusammenhängen zu suchen.

Indem ich in sein gutes altes Gesicht sehe, denke ich: Ob er wohl jemals über die Entstehung des Peipussees nachgedacht hat? Und wenn, dann hat er gewiß viel lieber an die Geschichte vom weißen Linnen der Götter geglaubt als an das, was die Geologen uns darüber zu erzählen wissen, indem sie von Eiszeit und Gletscher und aufgestautem Schmelzwasser reden. Also denke ich von ihm: Was ist das für ein herrlicher Mensch! Altersweisheit mit Rindlichkeit und Märchensinn gepaart, was kann es an Menschentum Beglückenderes geben?

Aber die Unterhaltung mit ihm fördert auf einmal ganz andere Seiten seines Geistes zu Tage. Oder sind es nicht andere Seiten? Beweist das, was er sagt, auch nur die Bereitschaft des kindlichen Gemütes, an Märchen zu glauben?

Er zeigt auf einen Streifen Landes, der seitlich von der Insel Piirisaare sich langsam hinter ihr hervor in unser Gesichtsfeld schiebt. „Dort ist Rußland“, sagt er. Er sagt es in gedämpftem Ton, geheimnisvoll und wie mit einem Klang von Sehnsucht in der Stimme. Der Klang hat mich nicht getäuscht. Er sehnt sich dort hinüber, oder er möchte vielleicht die Grenzen Rußlands über seine Heimatinsel herüberziehen. Denn in Rußland ist das Leben herrlich, meint er. Er beginnt mir das auseinanderzusehen:

„Alles gehört dem Volk, und der Staat verwaltet es. Die Fabriken gehören den Arbeitern. Man braucht aber nur seine acht oder noch weniger Stunden am Tage zu arbeiten. Nachher — gehst du als freier Herr spazieren“. — Und für die Erziehung der Kinder sorgt auch die Obrigkeit, daß sie was Tüchtiges lernen. Alles besorgt der Staat, und alles gehört dem Volk. — Man hat sich um nichts zu kümmern, hat keine Sorgen, und zu essen gibt es in Fülle. Ja, das ist Rußland, der Räte-Staat. Dort haben die Menschen es gut. —

Er spricht leise, sich umschauend, daß auch niemand sonst ihn höre. Zu mir hat er Vertrauen gefaßt, nachdem ich ihm erzählt habe, daß ich aus dem Auslande herkomme. Ausländer, so meint er wohl, sind keine Spitzel, die einen bei der estnischen Behörde anzeigen. Seine Sprache hat trotz des gedämpften Tones etwas Feierliches. Aber, was er vorbringt, klingt wie angelernt, als sage er etwas auf, das man ihm unzählige Male vorgesprochen hat. Es ist auch gar nicht mehr seine natürliche Art zu reden. Auf einmal höre ich deutlich aus ihm den Agitator, den Volksbetörer und — den Moskauer Sender.

Zuweilen kommt es vor, daß junge Leute aus dieser Gegend sich über die Grenze schleichen, übers Eis, nach Rußland hinüber, ins „Paradies“. In einem Winter sollen es zweihundert gewesen sein. Man hört dann von ihnen nichts mehr. Aber nach Jahr und Tag kommt vielleicht von dem einen oder andern eine Postkarte an seine Angehörigen. Sie kommt aus einem Kriegslazarett, aus Spanien oder dem fernen Osten. Der Junge ist verwundet worden. Rußland hat Verwendung für ihn gehabt. Aber die Vorstellung, drüben sei das Paradies, bleibt trotzdem bestehen.

Wir fahren jetzt hart an der Grenze entlang, die über den See verläuft. Sie ist durch Markierungsstangen gekennzeichnet. Auch jenseits, in großer Entfernung, ist auf dem Wasser ein Fahrzeug zu sehen, ein russisches Wachtschiff. Und dahinter am Ufer, das nun in deutlichere Sichtbarkeit gerückt ist, ragt ein sonderbarer Bau. Es ist ein hölzerner Wachturm. Und nun biegen wir in den

Hafen von Piirisaare ein. Ja, es ist wirklich ein Hafen, mit Landungssteg und allem, was ein Dampfer zum Anlegen braucht. Auch ein Wartehäuschen ist da, für Fahrgäste. Nur von einer Ortschaft ist nichts zu sehen.

Von unseren Mitreisenden haben die meisten schon vorher ihr Heimatdorf gefunden. Es sind nicht mehr viele, die mit uns in Piirisaare aussteigen. Wir lassen sie vorangehen und finden, ihnen folgend, den Weg zum Dorf. Es gibt nur den einen. Ein schmaler Fußpfad ist es, der auf einem Damm gradaus an einem Kanal entlang führt. Zu Seiten des Dammes und des Kanals dehnt sich Sumpf. Und auch dieser Sumpf ist wieder so groß, an Ausdehnung so über alles gewohnte Maß hinausgehend, wie alles in dieser Gegend, die nichts Kleines hat, außer was von des Menschen Hand ist. Wo das Gewebe der Pflanzen eine Stelle des Bodens freiläßt, blickt mooriger Grund durch. Und die Erde, die sich noch nicht in den Dienst des Menschen hat zwingen lassen, treibt Blüten hervor, wie sie in keinen Gärten wachsen. Überall grünt und blüht es über Faulendem und Verdorrtem. Der Sommer ist kurz, das Licht seiner Tage lang. Was ein Pflänzchen ist, muß sich beeilen, daß es den Kreislauf beschließt, ehe der Schnee es deckt.

Pfad und Damm enden, wo der Kanal in eine Verbreiterung ausläuft. Hier liegen Rähne, groß genug, daß man auch Vieh und Pferde in ihnen befördern könnte, wie das wohl auch zu Zeiten geschehen mag. Sie passen sich in der Breite dem Kanal an, doch könnten zwei in ihm aneinander nicht vorüber. Von diesem kleinen Endhafen aus führt ein Weg, der Wagenspuren zeigt, bis in das erste der drei Dörfer, die, der russischen Seite des Sees zugewandt, sich hier am Ufer aneinanderreihen. Der Sumpf reicht nicht bis an die Dörfer heran. Um sie herum ist der Boden ein wenig gehoben und trocken. Er wird als Acker und Wiese genutzt. Auch steht noch ein Rest von Kiefernwald.

Die Dorfstraße ist breit. Die freundlichen kleinen Holzhäuser sehen recht ordentlich aus. Man hat uns erzählt, das Dorf sei vor ein paar Jahren ab-

gebrannt. Daher sind alle Häuser neu. Sie drängen sich nicht aneinander. Jedes hat dort, wo es hingebaut ist, genügend Platz. Man stößt sich nicht mit den Ellbogen. In umzäunten Gärten gedeihen Gemüse und Blumen. Für Hühner und Kinder bleibt überall noch Freiheit genug zu Auslauf und Spiel.

Die Hühner schlafen schon, und von den menschlichen Bewohnern des Dorfes scheinen auch die meisten schon zur Ruhe gegangen zu sein. Nur ein paar Kinder staunen uns noch an. Die wenigen Erwachsenen, denen wir begegnen, lassen uns unbeachtet.

Am Ausgang des Dorfes befindet sich die Kirche, ein in hellen Farben gehaltener rundlicher Bau, den, wie es für den russischen Kirchenbau kennzeichnend ist, eine zwiebelartige, grüne Kuppel krönt. Der Kirche ist eine freistehende Mauer vorgesezt. In ihr hängen mehrere Glocken. Die Mauer ist Glockenturm und Portal zugleich. — So wenig wir uns sonst mit der russischen Kirche auf baltischem Boden befreunden können (in Reval verdirbt sie geradezu das Stadtbild), so gern sehen wir sie hier, als schmuckes kleines Kirchlein auf alt-russischer Erde.

Außerhalb des Dorfes, auf grasbewachsenem, von Bäumen umstandenen Platz, betreiben junge Leute, Burschen und Mädchen, laut und eifrig ein Faustballspiel. Ein Beispiel für die Weltverbreitung des Sports: Wer hätte gedacht, auf Piirisaare davon etwas anzutreffen!

Sachte senkt sich der Abhang zum See. Unten ist Wiese. Ein kleines braunes Pferd läuft frei darauf herum. Niemand holt es. Es kennt seinen Stall. Gemächlich durch Pfützen patschend begibt es sich nach Hause — ins nächste Dorf.

Auf der Wiese liegt der Stumpf eines gestürzten Baumes. Die Äste sind entfernt. Es ist nur ein kurzes Stück des Stammes übriggeblieben. Liegend ragt seine Dicke zu mehr als Menschenhöhe auf. Mein jugendlicher Begleiter läßt es sich nicht nehmen hinaufzuklettern. Mit fünfzehn Jahren hätte ich es bestimmt auch getan. Der Stamm ist aller Rinde entblößt, die längst verwittert ist. Das

Holz erkenne ich nicht. Was war es für ein Baum?

Es ist, als habe hier ein Welkenbaum gestanden, bis seine Zeit um war und ein Welkensturm ihn stürzte. Nun muß der Rest weiter vermodern, bis man ihn zerkleinern und wegschaffen kann.

In den See hinaus wächst Schilf, weit draußen noch einzelne Inseln bildend. Am Ufer sind Boote festgemacht. Am Himmel ist noch immer die große Helligkeit der Nacht, die nicht dunkel wird, und so ist auch auf dem Wasser noch ein großer Glanz. Drüben dämmert fern und schattenhaft das russische Ufer. Wie verloren in der unendlichen Stille tönt klagend der Ruf eines Vogels, der noch nicht schläft.

Man hört nicht alle Tage einen nächtlichen Vogelruf vom Ende der Welt. Denn hier, wo wir stehen, ist ihr Ende. Und das ist nicht nur ein Gefühl, als sei es so, sondern so ist es wirklich: Wir sind hier am Ende der Welt. Eines der im Schilf liegenden Boote losmachen und auf den See hinausrudern, — nah ist hier die Grenze auf dem Wasser —, und wir wären drüben, drüben in jener anderen Welt, die an ihr Ufer den hölzernen Wachturm gestellt hat. Aber wir bleiben lieber in unserer Welt und überlassen es dem Vogel hinüberzulegen.

Der Kapitän des „Torm“ hat uns auf unsere Frage, wann er zurückzufahren gedenke, die Antwort erteilt: Am zwei Uhr. Im Fahrplan stand es um eins.

Auf dem Rückwege kommen wir an einem Hause vorbei, in welchem ein Fest gefeiert ist. Wir bedauern, nicht dazu geladen zu sein. Auf dem Damm am Kanal begegnet uns ein Soldat mit Gewehr. Er betrachtet uns mißtrauisch, hält uns aber nicht an. Mir ist zu Mut, als hätte ich die Insel entdeckt. Aber die Insel legt keinen Wert darauf, entdeckt zu werden. Sie befindet sich am Ende der Welt. Und was hat ein Fremder dort schon zu suchen!

Auf dem Dampfer herrscht lebhafter Nachtbetrieb. Es ist elf Uhr abends und ich bin erstaunt, um diese Zeit, drei Stunden vor Abgang, schon so viele Fahrgäste anzutreffen. Es sind Frauen, die schwazen, und Männer, die trinken. Allmählich wird es mir klar, daß diese Men-

schen gar nicht die Absicht haben, mit dem Dampfer wegzufahren. Sie betrachten ihn als Vergnügungsstätte. Er ist das Nachtlokal von Pirisaare. Das Buffetträumchen findet lebhaften Zuspruch. Sizen können darin allenfalls zwei. Die anderen holen sich die Wurst und die saure Gurke, den geräucherten Fisch und Schinken, die Limonade, da? Bier und den Schnaps, insbesondere den letzteren, und genießen es, indem sie an Deck gesellige Gruppen bilden. Das weibliche Wesen, das die Gaben ausstellt und Bezahlung dafür entgegennimmt, kommt zu keiner Nachtruhe.

Wir möchten aber auf Nachtruhe nicht verzichten. Darum steigen wir in die Kajüte hinunter und machen es uns auf den Bänken bequem. Aus der Absicht zu schlafen wird aber nichts. Über uns geschleicht ein Höllenlärm. Ich steige hinauf, um die Ursache des Lärms zu erforschen. Es sind keine Kisten, die hin und her geworfen werden, sondern nur fröhliche Menschenbeine, die den Lärm machen. Vor allem ein junger Bursche, dem ist es in den Kopf und in die Beine gefahren. Auch das Herz blieb nicht unberührt davon. Er jagt um den Schornstein herum hinter einem Weibe her, das kreischend flieht, fällt einem Mann um den Hals und teilt ihm, leidenschaftlich flüsternd, irgend ein Geheimnis mit. Von allen verlassen, vollführt er in einer leeren Ecke des Decks einen Indianertanz, wobei es unbegreiflich ist, daß er nicht hinfällt. Schließlich scheint er selber genug davon zu haben. Er will eine ältere Frau, vielleicht seine Mutter, überreden, mit ihm nach Hause zu gehen. Aber sie hat noch keine Lust, das Fest abzubrechen.

Sie ißt süßes Brot, schwacht mit ihrer Nachbarin und überläßt den Sohn seiner Betrunktheit. Schließlich nimmt sich ein Freund seiner an, geleitet ihn ans Land, wo er ins feuchte Gras sinkt und darin verschwindet.

Am Himmel wandelt sich die Helligkeit der Nacht in die des Morgens. Die Gäste verlassen das Schiff. Wir sehen sie den Damm entlang davongehen. Andere kommen zur Abfahrt.

Ich versuche es noch einmal mit dem Schlaf auf der Bank in der Kabine. Diesmal mit besserem Erfolge. Mich weckt ein leises Rütteln an der Schulter. Vor mir steht der Kapitän. Was will er? Darf ich hier nicht schlafen? Doch! Der gütige Mann will es mir nur bequemer machen. Freundlich überreicht er mir ein kleines weißes Kopfkissen, wahrscheinlich sein eigenes aus der Kabine nebenan. Ich schlafe nicht besonders gern auf kleinen weißen fremden Kopfkissen. Aber als ich danach von selber wieder wach werde, sind wir schon im Embach. Vor dem Schilf am Ufer steht bis zum Bauch im Wasser silberleuchtend ein Reiher. Er steht so reglos, daß ich ihn zuerst für eine aus dem Wasser ragende gebleichte Wurzel halte. Einmal wendet er den Kopf. Der Dampfer, den er kennt, scheucht ihn nicht auf.

Um halb acht, wie es im Fahrplan steht, sind wir wieder in Dorpat. War das vielleicht nicht pünktlich von unserem „Form“? — Und auf die Frage unserer Dorpater Freunde, wie es gewesen sei, können wir nur mit dem Ausdruck antworten, den wir von ihnen immer dann zu hören bekommen, wenn sie von etwas begeistert sind: *m ä ä r c h e n h a f t !*“

(Wird fortgesetzt.)



Agnes Miegel Zu ihrem 60. Geburtstag

„Nie könnte ich mir vorstellen, so lieb mir Deutschland ist, daß ich in einem anderen Lande als dem zwischen Weichsel und Memel geboren wäre“, hat Agnes Miegel einmal bekant und damit ihrer schon fast mythischen Verbundenheit zwischen Heimatlandschaft, Mensch und Werk Ausdruck gegeben, die das Wesen ihrer dichterischen Persönlichkeit ausmacht. Und darum dürfen wir sie mit Freude jetzt zu ihrem 60. Geburtstag vor allen Dichtern, die der deutsche Osten hervorgebracht hat, als die dichterische Repräsentantin Ostpreußens grüßen.

Wer das Werk ihres jetzt sechzigjährigen Lebens und mehr als vierzigjährigen Schaffens in sich aufnimmt, fühlt darin alle Kräfte der ostdeutschen Landschaft lebendig. Boden und Blut sind bei Agnes Miegel keine programmatischen Schlag-

worte, sondern ihre eigenste Wesenheit, das Gesetz ihres dichterischen Gestaltens. Was diese menschlich so reife und künstlerisch so vollendete Frau geschrieben hat, seit 1901 ihr erster Band Gedichte erschien, ist ihr aus dem Boden ihrer Heimat zugewachsen. So schlicht und gerade ihr Lebensweg ging, so schlicht und so ursprünglich sind auch ihre Erzählungen und Gedichte. In ihren Balladen formen sich alte Volksmythen mit eindringlicher Wucht, in ihren Erzählungen werden Märchen und Sagen des ostpreußischen Landes lebendig, die Schönheit ihrer heimatlichen Landschaft leuchtet durch die Verse ihrer lyrischen Gedichte und immer steht sichtbar oder wefenhaft der Mensch des deutschen Ostens hinter diesem dichterischen Werk. Seine Geschichte, sein Schicksal, seine kulturelle und seine völkische

Mission sprechen aus jeder dieser Dichtungen.

„Das Bedeutendste und Wesentlichste am Werk der Dichterin Agnes Miegel ist“, schrieb einmal Paul Fechter, „daß sie einer der wenigen schreibenden Menschen ist, die mit all ihrer Kraft und all ihrem besten Können die Blicke der Deutschen nach dem Osten hinzwingen. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben, den Menschen im Reich heute klarzumachen, daß die Zukunft des Landes und sein Schicksal für Jahrhunderte mit dem deutschen Osten und seinem Schicksal steht oder fällt. Da ist es von ungeheurer Bedeutung, daß aus diesem Ostland Menschen kommen, die aus der besonderen seltsamen und weiten Welt des Ostens reden, so reden, daß die Menschen des Westens gezwungen werden, aufzuhorchen und in jenes Land hinüberzuschauen, das für unsere Zukunft vielleicht der wichtigste Teil des ganzen Reiches ist.“

Und darum wollen wir Agnes Miegel an ihrem 60. Geburtstag nicht nur als die liebenswerte, unendlich reiche mütterliche Frau feiern, als die wir sie kennen, sie nicht nur als größte deutsche Balladendichterin ehren, von der selbst Börries von Münchhausen bekannte, daß „er nicht wert sei, ihr das Schubband zu lösen“ — wir wollen sie als die dichterische Stimme des deutschen Ostens hören und ihre Worte weitertragen.

„Über der Weichsel drüben, Vaterland
höre uns an!

Wir sinken wie Pferd und Wagen
versinken im Dünenland.

Recke aus deine Hand,

Daß sie uns hält, die allein uns noch
halten kann.

Deutschland, heiliges Land,
Vaterland! ...“

Hanns Strohmenger.

für Agnes Miegel

Deine Dünen werden rauchen und die Wälder zu dir gehn,
Und die alten grauen Elche werden stumm aus Sagen sehn.

Schwäne heben sich und fliegen weit ins Land, und aus dem See
Steigt ein weißes, weißes Wasser - süßes Lied der Lilosee.

Wem ist dieses Land zu eigen, wenn nicht dir Gebieterin
Aller Stimmen? Laß uns schweigen; lausche seinen Grüßen hin.

Heribert Menzel

Der Lesende

Worte, Bild und Träume tragen
feinen Blick in weite Kunde.
Er vergift Gestirn und Stunde,
die in seine Nächte schlagen.

Vor ihm liegt die Welt in Fragen;
und er liest, daß er erkunde
dieses Sein, in dessen Grunde
Menschen nach der Wahrheit jagen.

Und oft wächst ihm Kraft, zu wagen,
was er hoffte und erstrebte,
und er träumt zur Tat sich frei . . .

Und er fühlt sich oft verzagen,
und an dem, was er erlebt,
bricht ihm Traum und Tat entzwei . . .

Kurt Kuberzig

Schlaflied

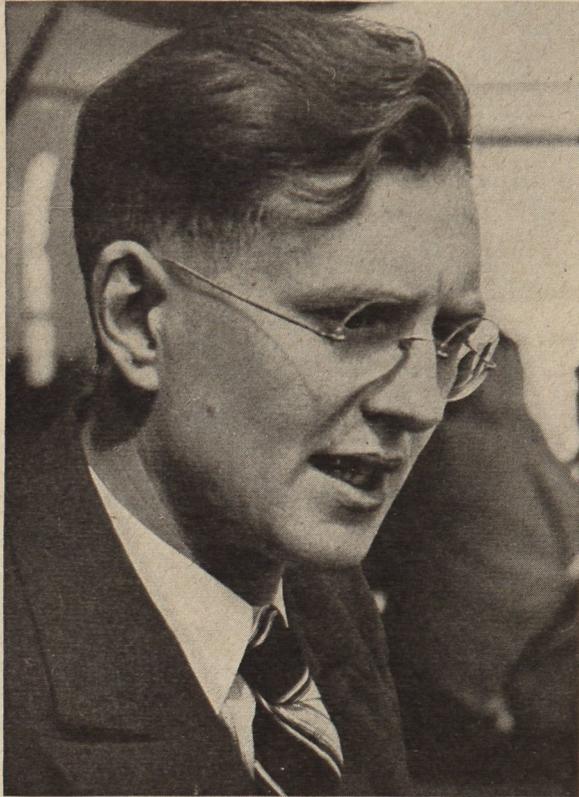
Ich horche in die Mitternacht,
kein Vogel singt, kein Hirte wacht.
Wind hat der Menschen Wort verweht.
Silbern der hohe Sternkreis steht.

Die Nacht will Schlaf, die Nacht will Ruh,
es freißt das Herz den Sternen zu.
Des Traumes Wolkensegel weht,
wo schmal das goldene Mondhorn geht.

Der Schlaf blüht von den Sternen her.
Die Nacht tönt tief, der Traum tropft schwer.
Süß singt der Schwan, kühl weht der Wind,
wo Tag und Traum in Nacht verrinnt.

Kurt Kuberzig

Kurt Kuberzig



Ich bin am 8. August 1912 als Sohn ostpreussischer Eltern in Hamburg geboren. Die ersten Jahre meines Lebens verbrachte ich als Pflegekind einer einfachen, kinderreichen Familie in einem Stagenhaus der Altstadt: in der Nähe des Heiligengeistfeldes, der Reeperbahn und des Hamburger Hafens. Das Elend der Kriegsjahre in der Großstadt und der Ausbruch der November-Revolution stellen die bleibenden Eindrücke meiner frühen Kindheit dar.

Ich habe zunächst eine Hamburger Volksschule, später eine Oberrealschule besucht, auf welcher ich Ostern 1931 die Reifeprüfung bestand. Den Anforderungen der Schule genügte ich durchaus, meine eigent-

liche geistige Entwicklung aber vollzog sich außerhalb des schulischen Bereiches. Mich hat nicht der Stoff, sondern ausschließlich die Begegnung mit charakterlich wertvollen Persönlichkeiten gebildet. In den letzten Jahren meiner Schulzeit schwankte ich in der typischen Haltung des jungen revolutionären Menschen zwischen geistigen und politischen Extremen. Der Tod eines Freundes brachte mir kurz vor der Reifeprüfung die innere Festigung, welche die Grundlage meiner späteren Entwicklung darstellt.

In meinem 16. Lebensjahr brach der Drang zu dichterischem Ausdruck in mir auf. Vers um Vers entstand; belanglose Verse zunächst, an denen sich jedoch mein

Sprachgefühl und dichterischer Formsinn schulten. Anfang des Jahres 1931 schrieb ich meine ersten vollwertigen, später veröffentlichten Gedichte, die eine streng gefühlmäßige, bis auf den letzten Silbensinn und -wert berechnete Formung erstreben.

Ich beschloß zu studieren, um geistig auszureifen. Zu meinen Studienfächern wählte ich Literaturwissenschaft, Erziehungswissenschaft, Philosophie und Psychologie. Die vier Jahre meines Studiums an der Hamburger Universität stellten für mich eine Zeit der stärksten seelischen und wirtschaftlichen Belastung dar. Um der geistigen Formung willen, welche sich infolge meines persönlichen Schicksals und der Begegnung mit den Werten der deutschen Kultur an mir vollzog, rechne ich diese Jahre zu der erfülltesten Zeit meines bisherigen Lebens. Im Verlauf meiner literaturwissenschaftlichen Arbeit erschloß sich mir die Welt Rilkes und Stefan Georges. Rilke hat mir das Gefühl für dichterische Werte gegeben. Jedoch als unmittelbares dichterisches Vorbild hat er mein Schaffen nicht bestimmt. Philosophisches Studium führte mich in das Gedankengut Nietzsches, Lagardes und Moeller van den Brucks ein. Ihre Werke haben nicht nur meine politische Stellungnahme, sondern meine gesamte geistige Haltung und teils auch mein dichterisches Schaffen entscheidend beeinflusst.

Mit der Prüfung für das Lehramt an der Volks- und Mittelschule in Hamburg habe ich mein Studium im Oktober 1934 abgeschlossen. Zwei wissenschaftliche Arbeiten über Rilke und Lagarde stellen das Ergebnis eigener Forschungen dar. — Während der Zeit meines Studiums entstanden zahlreiche lyrische Gedichte. Ein erster Gedichtband ist 1933 unter dem Titel „Gedichte und Gestalten“ im Turm-Verlag, Hamburg, erschienen. Schriftleitungen begannen sich für mein Schaffen zu interessieren, der Reichsfender Hamburg veranstaltete die ersten Autorenstunden mit Werken von mir.

Im März des Jahres 1935 wurde ich in den ostpreußischen Schuldienst einberufen. Ich mußte die Großstadt Hamburg

mit der Weite der östlichsten Landschaft des Reiches vertauschen. Die beruflichen Aufgaben, die Bewältigung der veränderten Lebensumstände, zahlreiche Versetzungen und ein verstärkter politischer Einsatz nahmen meine ganze Kraft in Anspruch. Nach einer längeren schöpferischen Pause begann der Strom der dichterischen Gestaltungen reger zu fließen: von dem Erlebnis des nord- und nordostdeutschen Raumes bestimmte Gedichte und Erzählungen entstanden, welche meine früheren schriftstellerischen Versuche weit übertrafen.

Seit dem Jahre 1936 bin ich Mitarbeiter der führenden Tageszeitungen und Zeitschriften des Reiches. Im Juli 1938 hat der Verlag H. O. Holzner, Tilsit, meine „Kleine Chronik der Stadt Tilsit“ herausgebracht, welche auf Anregung des Oberbürgermeisters entstanden ist. Gedichte und Erzählungen habe ich seit dem Erscheinen meines ersten Gedichtbandes nicht mehr in Buchform veröffentlicht; nicht weil es an Arbeiten oder einem Verleger mangelte, sondern weil ich in künftigen Buchveröffentlichungen nur noch die besten, höchsten Anforderungen gerechten Arbeiten zusammenfassen will. In diesen Monaten gehen zwei Bücher, ein Gedichtband und ein Band Erzählungen, ihrer Vollendung entgegen.

Am 1. März 1938 wurde ich von der Deutschen Arbeitsfront, NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, mit der Leitung des Deutschen Volksbildungswerkes in Tilsit und dem Aufbau einer Deutschen Volksbildungsstätte beauftragt. In der geistigen und kulturellen Fortbildung des schaffenden deutschen Menschen sehe ich eine Aufgabe von hervorragender politischer Bedeutung. Ich habe das mir übertragene Amt daher freudig übernommen und bin entschlossen, die Aufgaben, welche es stellt, verantwortungsbewußt und mit stärkstem persönlichen Einsatz durchzuführen. Jeder schöpferische Mensch muß im wirklichen Leben verwurzelt bleiben, und ich bin davon überzeugt, daß meine kulturpolitische Arbeit ganz besonders geeignet ist, mein dichterisches Werk zu fördern*).

*) Vgl. die Veröffentlichungen Kurt Ruberzigs in Heft 10 u. 12 des „Deutschen im Osten“ (Jg. 1, 1938/39).

Stadt im Osten

Viele Geschlechter haben an dir gebaut,
keines jedoch hat eine Vollendung geschaut.

Immer schon taten sie hier ihre Pflicht,
doch schon die Enkel verstanden die Ahnen nicht.

Vieles wuchs so — aber vieles zerrann,
ewig standest du in der Grenze Bann.

Mancher harte Spruch ward so über dich gefällt.
Aber warst du nicht von je nur auf dich gestellt?

Immer warst du allein und immer bedroht,
einsam standest du unter dem harten Gebot:

Grenze zu sein, Brücke und Wall zugleich,
Brücke nach Osten, aber auch Weiser ins Reich.

Peter Hundt

Reichenberg, die jüngste Gauhauptstadt des Deutschen Reiches

Von Dr. Karl Wilhelm Fischer, Hohenelbe

Nach zwanzigjähriger schwerster nationaler, geistiger kultureller und wirtschaftlicher Unterdrückung wurde durch die entscheidende Tatkraft Adolf Hitlers das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet der Tschechoslowakei von diesem Staate losgetrennt und in das Deutsche Reich eingegliedert. Damit erfüllte sich ein lang gehegter, heißer Wunsch aller nun zu eigenem völkischen Dasein erweckten Bewohner dieser jetzt befreiten Landstriche und eine neue, glückliche Zukunft in sicherer Schicksalsverbundenheit mit dem großen Mutterlande eröffnet sich ihnen fortan im Leben des einzelnen wie in dem der Gesamtheit. Wohl aber für keine andere ihrer Städte bedeutet dieser Neuausbruch des judetendeutschen Volkes einen solchen weittragenden Wendepunkt in der Entwicklung von der bisherigen zur künftigen Gestaltung als wie für Reichenberg, das zur Hauptstadt des Sudetengaus auserkoren ist. Denn damit ist der jetzt noch mittelmäßigen Provinzstadt der Weg bereits vorgezeichnet, in absehbarer Zeit zu einer Großstadt zu werden.

In dem ammutigen Tale der Lausitzer Neiße, in einer kesseligen Senke zwischen dem Jeschken und dem Hergebirge liegt es eingebettet, fast rings umgeben von waldigen Höhen, die ihr dunkelgrünes Gewand hart an das Stadtgebiet herabwallen lassen, und beherrscht von dem stolzen Jeschkenberg, der mit seinem turmgezierten Gipfelhaus beinahe in alle Gassen und Plätze der Stadt hineinblickt. Reich an Hügeln ist deren Gebiet, das, im inneren Teile dicht verbaut, kaum da und dort einen kleinen Platz frei von

Häusern läßt und einem Rasenflecken Raum gibt. Das Stadtbild ist gar nicht einheitlich und nur ungefähr noch ein Anlageplan erkennbar. Vielwinkelig krümmen sich enge Gassen bergauf, bergab durch die Altstadt rings um den Tuchplatz herum, in dessen Mitte vor wenigen Jahren noch haufälliges Gemäuer von längst verflossenen Zeiten erzählte und das jetzt einer blumengeschmückten Rasenanlage gewichen ist. Niedrige Häuschen, vereinzelt sogar noch mit Blockwänden und einem Fachwerkbobertock, stehen neben alten hochgiebeligen Patrizierhäusern mit schönem Stuck und anderem Zierrat, ehrwürdige Denkmäler einstmaliger Baukunst. Aber auch kahle große Zinshäuser in allen möglichen Stilarten und mit falschem Prunk recken sich da und dort auf. Und hier drängt eine Fabrik mitten in das Häufergewirr ihr nüchtern-graues Mauerwerk hinein und läßt ihren rauchenden Schlot hoch emporragen und dort zerreißt ein ganz amerikanisch-neuzeitlicher, fast turmhoher Bau, ein Warenhaus mit riesigen Fensterscheiben völlig die ohnedies schon sehr gestörte Ruhe des Stadtbildes. Steil geht es zum Altstädter Platz hinauf, den prächtig-alte Giebelhäuser, zum Teil von breiten Laubengängen durchbrochen, auf drei Seiten umgeben, während auf der vierten Seite ihn das neue Rathaus abschließt. Ein gewaltiger, gediegen-schöner Bau im deutschen Früh-Renaissancestil ist es, zu dem das Wiener Rathaus das Vorbild abgab. Wundervoll, ja geradezu als dessen Krönung fügt er sich in das Gesamtbild des Platzes und hoch thronend erhebt er sich über die ganze Stadt. Sein

Inneres birgt manche wertvolle Kunstwerke, unter anderem eine recht ansehnliche Gemäldefammlung. Mitten auf dem nicht allzu großen Platz ragt ein mächtiger Steinbrunnen empor, der unverfiegbar seine Wasser in den steten Lärm der Menschen und Wagen der geschäftigen Umwelt hineinplätschert. Sein Schöpfer ist der judetendeutsche Bildhauer Mehner, der, wie immer Gewaltiges gern stilisierend, auch hier wuchtige Riesengestalten wirkungsvoll ringsum gliedert, die auf ihren breiten Schultern die Wasserschale mit der hohen Edelform eines fein gemeißelten Menschen tragen.

Die deutsche Renaissance scheint es den Reichenbergern besonders angetan zu haben, denn auch das Stadttheater und das Haus der Handels- und Gewerbekammer sind in diesem Stil gebaut. Innen aber zeigt jenes, das 1883, bald nach dem Brande des alten Zunfttheaters errichtet wurde, schweres Barock. Es gehört zu den besten Bühnen des Landes und oft schon wirkten hier sehr berühmte Gastspieler mit. Reichenberg hat viel für die Pflege der darstellenden Kunst übrig, aber auch für die Musik, die, besonders von den Künstlern Joh. Profsch und Florian Schmidt gefördert, seitdem geradezu vorbildlich geworden ist. Der berühmte Komponist Camillo Horn, dessen Vaterstadt Reichenberg ist, mag nicht zuletzt von ihrer großen Musikpflege zu seinem Künstlerschaffen angeregt worden sein. In dem mit einer Kunstschule verbundenen Nordböhmischen Gewerbemuseum hingegen hat die Stadt eine kunstgewerbliche Bildungsstätte errichtet, die mit ihren wertvollen Sammlungen aller Art von ungemein hoher Bedeutung für die gesamte judetendeutsche Kultur ist, ja geradezu ihr Ehrenmal darstellt. Das sind einige der wenigen Prachtbauten von wirklichem, dauerndem Wert, die Reichenberg besitzt, zu denen noch die Erzdekanele und die Kreuzkirche zu zählen sind und selbstverständlich auch das altherwürdige, von einem viereckigen Turm überragte Schloß, um dessen wuchtigen Bau der Hauch von drei Jahrhunderten weht, und die gotische Schloßkapelle mit der schönen, flachen, kassettierten Holzdecke und dem kunstgeschichtlich wertvollen Hochaltar, einem Werk der deutschen Renaissance.

Der Graben mit der Zugbrücke und die Mauern mit den starken Ecktürmen, mit denen die Brüder Christoph und Melchior von Redern, die einstmaligen Herren der Stadt und die Erbauer des Schloßes, dieses umgeben hatten, sind längst verschwunden. Die späteren Besitzer, die Grafen Clam-Gallas haben vieles an dem alten Bau verändert, zum Teil ihn verschönert, zum Teil nüchtern erweitert. Ganz alt ist noch der Park mit den breitästig mächtigen Bäumen, 1609 angelegt von Katharina von Redern, der Erbauerin auch der Schloßkapelle. Noch heute zeigt man die Stelle in ihm, wo 1779 Kaiser Josef II. eigenhändig mit einem neuartigen Gartenpflug eine Furche zog.

Nicht allzu viele Schritte aus der inneren Stadt heraus weiten sich die Gassen zu breiten, geradlinigen Straßen, die fernhin bis ins sanft ansteigende Vorgebiet führen. Hinter dichtlaubigen Baumreihen verstecken sich schmucke Villen mit vornehmen Einfahrten, Freitreppen, Terrassen, Balkons und Blumen vor jedem Fenster, mit farbenprunkenden Gärten ringsum und schattigen Lauben. Ganze große Gartenstadtfiedlungen sind hier draußen entstanden, mitten in die reizvolle schöne Landschaft hineingestellt, in blühende Obstgärten und Blumenduft und schon näher gerückt den grünen Wiesenweiten und dem nadel dunklen Walde. Hier draußen suchen der Geschäftsbesitzer, der Beamte und der Arbeiter die Ruhe vor der Hast und dem Lärm des Tages, hier leben sie wieder sich selbst, sinnen in sich hinein und zaubern sich eine verträumte Märchenwelt vor.

Denn drinnen in der inneren Stadt, auf dem Altstädter Platz und in den engen Gassen, da pulst vom frühen Morgen bis zum späten Abend rastlos herrisch und lärmend das Leben, das nur dem Geschäfte nachjagt und dem Verdienen. Da rollt das Geld und lockt und heßt die Menschen zu jeder Stunde. Gar zu gewissen Zeiten des Tages eilen und drängen sie sich auf den Gehsteigen und unter den Lauben, da gibt es kein Stehenbleiben und ruhiges Plaudern mehr, da sausen unzählige Kraftwagen vorbei und knirschend windet sich die Straßenbahn durch die engen Gassen. Da werden der



Das Rathaus in Reichenberg

geschäftige Lärm von den vielen Menschen, das laute Hupen der Autos, das Rattern der Lastwagen und das Heulen der Fabrikspfeifen zu einem vielstimmigen Widerhall unermüdlcher Werkthätigkeit. Das ist das Straßenbild Reichenbergs zur Hochflut des Verkehrs. Erst wenn sie versiegt ist, tauchen die winflig krummen Gassen mit ihren alten Häusern ein wenig in eine Kleinstadtidylle unter und für kurze Stunden scheint die Zeit fast still zu stehen.

Das erste Werden Reichenbergs führt weit in die Vergangenheit zurück, bis ins 13. Jahrhundert, als unter den Przemysliden Ottokar II. und Wenzel II. zahlreiche Deutsche aus den Nachbarländern kamen, um den Landesherrn und den geistlichen und adeligen Besitzern aus dem Urwalde Kulturboden zu schaffen. Siedler aus der Lausitz sollen es gewesen sein, denen damals die Herren von Ziberstein ihren Wald im Neißetal am Fuße des Jeschken zur Rodung vergeben und die fortan dort anässig bleiben. Doch der karge Boden allein ernährt sie nicht und das rauhe Wetter zwingt sie oft ins Haus und zur Muße. Da beginnen sie denn bald, so wie sie es in ihrer Heimat gelernt haben, den Flachs, den sie selber pflanzen, zu verspinnen und zu verweben und aus der Wolle ihrer Schafe die Tücher herzustellen, die sie brauchen. Besonders die Tucherzeugung beschäftigt sie immer mehr und sie steigern darin ihr Können allmählich, zumal Tuchmacher aus Görlich, die bereits über manche Geschicklichkeit in diesem Handwerk verfügen, gegen Ende des 14. Jahrhunderts ihnen zuwandern und ihre Lehrmeister werden.

Nun aber stürmt der Hussitengreuel über das Land und läßt auch im Neißetal seine Kriegsfadel auslodern. Blindwütend verwüstet und zerstört er alles, was kaum erst im Aufblühen ist. Reichenberg braucht viele Jahre, um sich davon zu erholen. Immerhin erringt es noch im 15. Jahrhundert einige Bedeutung, denn jetzt führt der große Handelsverkehr nach dem Osten häufiger über diese Stadt, die, wegen ihrer Tuchwaren nach und nach bekannt geworden, von fremden Kaufleuten gern aufgesucht wird. Ganz besonders aber erhöhen sich der Absatz und die Ausfuhr der Tuche, als die Herren von

Kedern, denen seit 1558 die Stadt untertänig ist, ihr das Recht auf zwei Jahrmärkte verleihen, deren jeder acht Tage dauern darf. Und die Waren werden immer besser. Für ihre ordnungsgemäße Herstellung nach den Regeln eines ehrsamten Handwerkes, für ihre Fehlerlosigkeit und Feinheit bürgen bereits Siegel, die von Tuchbeschauern an die Stoffe gehängt werden, oder eingenähte Meisterzeichen. Das Tuchmachergewerbe selber erhält 1599 durch ein Privilegium sein festeres Gefüge als Zunft mit zehn Meistern, zahlreichen Gefellen und Knapen und zählt 1620 gar schon 43 Meister. Derart und durch eine von ihr selber errichtete neue Walkmühle fördert die Herrschaft Kedern reichlich das Handwerk. Aber auch der Stadt tut sie viel Gutes. Durch ein Bräurbar schafft sie ihr große Einnahmen und von der Hand des Italieners Markus Spatz von Lantio läßt sie das alte Rathaus erbauen. Die Straßen und Plätze bekommen ein gefälligeres Aussehen und das wirtschaftlich erstarkte Bürgertum kann sich manche stattliche Häuser leisten.

Die Folgen der Schlacht am Weißen Berge zwingen Christoph von Kedern, den Protestanten und Widersacher des Kaisers, das Land zu verlassen, und Wallenstein wird 1622 der Grundherr Reichenbergs. Und unter ihm hebt für die Stadt eine noch glücklichere und gedeihlichere als die vergangene, eine wahre Blütezeit an, während fast ganz Böhmen in den furchtbaren wirtschaftlichen Erschütterungen, in den Drangsalen und im maßlosen Elend des Dreißigjährigen Krieges verkommt. Wohl nimmt er die Einkünfte aus dem Brau- und Salzrechte der Stadt für sich in Anspruch, dafür aber macht er die Tuchmachierzunft zur Lieferin für sein Heer und gibt ihr so viel zu tun, daß gar bald die Zahl ihrer Meister sich um 75 neue und die der Gefellen um 103 vermehrt. Damit wird diese Zunft zur stärksten und bedeutendsten damals im ganzen Lande. Neue, größere Färbereien und Walken entstehen. Reichlicher Verdienst fließt in die Taschen der Bürger, deren Kopfszahl stetig ansteigt. Wallenstein selber sorgt dafür, daß deshalb die Neustadt angelegt wird, und verschönert die ganze Stadt besonders durch die An-

lage eines großen Marktplatzes. Unentgeltlich stellt er den Bürgern das notwendige Holz zum Hausbau bei und seine Baumeister müssen dazu die Pläne entwerfen.

Um so größer jedoch ist der Rückschlag, die Not hierauf, als nach seiner Ermordung die Stadt in die Hände des Grafen Gallas gelangt, der nichts für sie tut, ja nicht einmal imstande ist, sie vor den Plünderungen durch die eigenen, die kaiserlichen Truppen zu schützen, geschweige denn vor den schwedischen Söldnern. Nun hören die Webstühle, die ehemals so vielen Einwohnern das Brot gegeben haben, auf zu surren. Armut, Krankheit und Mühjal wohnen in jeder Stube. Ein Teil der Stadt sinkt völlig in Verwüstung und Trümmer. Wahlos wütet der Tod und die Lebensangst vertreibt die Menschen in die Ferne. Und kaum haben sich die Zurückgebliebenen ein wenig von den Schrecken des Krieges erholt, da setzt ein neuer Kampf ein, ein erbittertes Ringen um die Seele. Rücksichtslos verjagt die Gegenreformation über 800 Einwohner, die nicht von ihrem neuen Glauben lassen wollen, aus der Stadt und aus dem Lande und gerade die tüchtigsten Meister der Zunft sind unter denen, die nun wieder in die Heimat ihrer Vorfahren zurückkehren. Viele Jahrzehnte lang kann sich das wirtschaftliche Leben Reichenbergs nicht aufraffen, schwere Abgaben und Steuern bedrücken das Handwerk, das, jeden inneren Antriebes entbehrend, sich mit der Erzeugung nur unansehnlich billiger Waren begnügt. Ganz langsam, erst allmählich gewinnen die Tuchmacher ihre frühere Leistungsfähigkeit zurück. Ja, durch den zunehmend schärferen Wettbewerb mit England, Frankreich, Holland und besonders mit Sachsen genötigt, steigern sie ihr Können dann so weit, daß schließlich ihre Stoffe selbst den englischen an Feinheit und Güte gleichkommen und sie als die geschicktesten und besten Tuchherzeuger Böhmens gelten, ganz abgesehen davon, daß sie auch durch die Anzahl ihrer Zunftmitglieder, deren es z. B. um 1730 nicht weniger als 315 gibt, die anderen Tuchstädte des Landes weit überlegen. Und ihr Aufstieg schreitet weiter. Die Wirren der französischen Revolution und gar die Napoleonische Festlandssperre

sind für sie eine günstige Zeit, sich so gleich den Absatz ihrer Tuche in ganz Europa zu sichern, und nun geht es an die Eroberung des Weltmarktes. Zahlreiche geschäftstüchtige Großhändler haben sich inzwischen herausgebildet, die überallhin den Waren- und Geldverkehr besorgen. Die Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert wird für die Reichenberger Tuchmacherzunft die glanzvollste seit ihrem Bestehen.

Mit dieser ungeheuren Entwicklung des Handwerks hat aber auch die der Stadt Schritt gehalten. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch ist sie gewachsen, hat sich nach allen Seiten ausdehnen müssen, um die stetig zunehmende Bevölkerung zu beherbergen. Fast durchweg sind es Tuchmacherhäuser, die, ob noch aus Holz oder schon aus Stein gebaut, einander gleichen, denn allein der Zweck, das Gewerbe hat hier die Form bestimmt. Und das gibt daher auch den Gassen einen schönen, regelmäßigen Verlauf. Ein neuer Ortsteil, die „Christiansstadt“, aber ist zum richtigen Reichtumsviertel mit großen, vornehmprächtigen Häusern geworden, denn hier hauptsächlich haben sich die zu bedeutendem Vermögen gekommenen Großtuchhändler angesiedelt.

Die Folgezeit hat kaum einen ihrer schweren Schicksalsschläge dem wirtschaftlichen Leben Reichenbergs erspart. Die Entwertung der Bankzettel 1811, die Arbeiterunruhen 1844, der Krieg 1866 und die preußische Einquartierung, der Börsenkrach 1873 und schließlich die unseligen Wirren des Weltkrieges haben immer wieder die Grundfesten des Gewerbes erschüttert, den Handel zum Stocken gebracht. Aber es ist das Besondere an dieser Stadt, daß sie unverdrossen zäh unternehmungsmutig bleibt und ihren fortschrittlichen, willensstarken Schaffensgeist, ihr zielbewusstes Vorwärtstreben und ihre angestammte Werkätigkeit nicht einbüßt, auch wenn im Auf und Ab von Erfolg und Verlust manches zerbricht und zerfällt, was mühsam aufgebaut war. So hat sie trotz häufiger Mißgunst der Zeiten zunächst als Tuchmacherstadt stets ihre beherrschende Stellung weiter bewahrt und ihren Ruhm als solche immer klangvoller in die Welt hinaustönen lassen. Zählt sie doch z. B.

1826 bei 10 000 Einwohnern 1150 Meister, 650 Gefellen und 4 Fabriken, deren erste J. G. Berger noch im ausgehenden 18. Jahrhundert errichtete. Dieser und F. Kömheld verwenden als erste in Reichenberg die Dampfmaschine bei der Zuckerzeugung. Sie sind von den vielen späteren die ersten Vertreter jenes kühnen Unternehmungsgeistes, der, gepaart mit einer rastlos stets fortschreitenden Tüchtigkeit, seitdem in dieser Stadt daheim ist und ihrem ganzen Leben das besondere Gepräge verleiht. 1825 z. B. kommen aus Braunau i. B. die Brüder Liebig, die Söhne eines armen Hauswebers, nachdem sie als Kaufierer ganz Frankreich und England durchwandert haben, hierher und betreiben hier und auf den Jahrmärkten der Städte ringsum einen Handel mit Tüchern, Schleiern usw., bis sie selber sechs Webstühle im eigenen Hause aufstellen können. Und schon 1845 besitzen sie die größte Baumwollspinnerei ganz Europas und sie und ihre Nachfahren tragen mit ihrer weltbekannten Wollwarenfabrik insbesondere dazu bei, daß Reichenberg nun der Hauptsitz der Textilindustrie des ganzen Landes wird und bleibt.

Von dem gleichen unermüdlischen, frisch zupackenden Unternehmungsgeist sind seit den fünfziger Jahren aber auch viele andere Geschäftsleute dieser Stadt noch besetzt. Weit vorausblickend, verwirklichen sie oft neue Gedanken, an die man sich anderswo noch lange nicht heranwagt. Zahlreiche Fabriken entstehen für das Verspinnen und Verweben, Färben, Drucken, Bleichen und Veredeln von Schaf- und Baumwolle, Flachs und Kunstseide. Alle Sorten von Stoffen für Kleider und Futter, von Streich- und Rammgarn, Wirk- und Strickwaren und von Knüpf- und Webteppichen werden erzeugt. Kaum daß es eine Textilart gibt, die hier nicht zu Hause ist. Dazu kommen die Fabriken für Textilmaschinen, für die nötigen Chemikalien und manche andere noch. Die außerordentlich reich aufblühende Industrie wiederum führt zur Errichtung vieler Großhandels Häuser, Banken und anderer Geldanstalten. Und früher als in anderen Industriestädten schließt man hier die wirtschaftlichen Kräfte zusammen, um dadurch sie besser

auszunützen und zur Geltung zu bringen. So wird die Stadt, die 1810 bereits ein Gremium für alle Handelszweige besitzt, 1850 zum Sitz der Handels- und Gewerbekammer für das gesamte Nord- und Ostböhmen und eine ganze Reihe von Verbänden und Vereinigungen bald einzelner Gewerbegruppen, besonders der Textilenerzeuger, bald sämtlicher industrieller und gewerblicher Arbeitgeber Nord- und Ostböhmens wählt im Laufe der Jahre bis auf den heutigen Tag immer wieder Reichenberg zu ihrer Hauptstelle, um von hier aus ihre Angelegenheiten zu verwalten. Immer wieder ist Reichenberg die Schrittmacherin für andere Städte, geht diesen fast auf allen Gebieten voran, ob es nun als erste Stadt des Landes eine Einäschersstätte errichtet oder den ersten zoologischen Garten in der tschechoslowakischen Republik anlegt. Als nach dem Weltkriege die Sudetendeutschen nun selber innerhalb der Grenzen des neuen Staates ihre geistige Kultur, ihre wissenschaftliche und literarische Tätigkeit betreiben müssen, da ist es Reichenberg, das ihnen eine eigene große Bücherei schafft und ihnen den ersten eigenen bedeutenden Bucherverlag (Gebrüder Stiepel) erstehen läßt, wodurch nicht zuletzt es sich auch zum Mittelpunkt des gesamtjudetendeutschen Geisteslebens aufschwingt. Und als erste Stadt der tschechoslowakischen Republik auch greift es 1920 den Gedanken auf, durch alljährliche Waren- und Messen die während des Weltkrieges unterbrochene Verbindung mit dem Auslande wieder herzustellen, der gesamten Welt die Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit der heimischen Industrie und des Gewerbes zu zeigen und so den Außenhandel wirksamst zu unterstützen. Das ganze Wirtschaftsleben Nord- und Ostböhmens gravitiert seitdem immer mehr nach dieser Stadt, die aber auch im übrigen als Sitz eines Kreisgerichtes, der deutschen Landeskommission für Rinderschutz und Jugendfürsorge und vieler anderer Wohlfahrtseinrichtungen und mit ihren zahlreichen Schulen aller Stufen und jeglicher ideeller, theoretischer und praktisch gewerblicher Bildungsmöglichkeiten für einen sehr weiten Umkreis im judetendeutschen Gebiet zum wichtigen



Reichenberg, Blick durchs Rathausportal auf den Adolf-Hitler-Platz

Mittelpunkt wird. Viele Hunderte von Menschen aus der engeren und fernerer Umgebung und aus aller Welt kommen täglich nach Reichenberg, um hier ihre Geschäfte zu besorgen oder ein Amt aufzusuchen, weshalb schon vor Jahren das Deutsche Reich und England hier ihre Konsulate errichteten.

Diese besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ungemein rasche Ent-

wicklung Reichenbergs zur größten Industriestadt und zum regsten Handelsplatz von ganz Nord- und Ostböhmen ist jedoch durchaus nicht ohne manche schädigende Auswirkung auf das äußere Bild der Stadt geblieben. Die Ruhelosigkeit der Gründerjahre, der wiederholt sprunghaft plötzliche Aufstieg, dem die innere Stadt mit ihrer Enge des Lebensraumes nicht nachkommen konnte, haben sich nur

allzu deutlich in deren Antlitz eingeprägt. Da und dort wurde ihre frühere planvolle Geschlossenheit von nüchtern grauem Fabriksgemäuer und hohen Raminen zerseht und nur zu häufig verleitete die Raumnot mitten in der Stadt ohne Rücksicht auf das Gesamtbild der Straße oder des Platzes dazu, an Stelle alter bescheidener Holz- und Ziegelhäuschen mächtige, viele Stockwerke hohe Gebäude zu errichten, um darin unzählige Geschäfts- und Wohnräume, Werkstätten und Garagen unterbringen zu können. Zum Glück, daß in den letzten Jahrzehnten die Stadt ihre Häuserreihen auch auswärts nach allen Seiten dehnte und an ihrem Rande neben schönen Parkanlagen prächtige, gesunde Gartenstadtsiedlungen entstanden.

Reichenberg hat mit seinem willensstarken Vorwärtstreben und geistig beweglichen, weitblickenden Unternehmertum, mit seinem hochentwickelten Wirtschaftsleben und mit seinen vielen hervorragenden Stätten einer industriellen, gewerblichen und geistig-künstlerischen Bildung seit langem schon die Führung in den verschiedensten wirtschaftlichen und kulturellen Bewegungen eines weiten sudetendeutschen Gebietes in seine Hand genommen. Nach dem Weltkriege war es zum eigentlichen Mittelpunkt der kulturellen Selbstverwaltung der Sudetendeutschen und zum wichtigsten Stützpunkte ihres Volksbewußtseins geworden. Aber auch von der Geschichte war es schon einmal dazu berufen, eine besondere Rolle zu spielen. Denn von hier aus machte das Sudetendeutschtum den ersten entscheidenden Schritt zu seiner selbständigen, bewußt völkischen Lebensformung. Hier hatte im Oktober 1918 jene Regierung unter dem Abgeordneten Logdman-Muen ihren Sitz, welche die von den Deutschen bewohnten Gebiete der Sudetenländer im Sinne der Wilson'schen Grundsätze aus der Tschechoslowakei loslösen und zu einem Teil Deutsch-Österreichs und damit des Deutschen Reiches machen wollte, — ein Versuch, der damals gar bald scheiterte. Was aber der Wunschtraum aller Sudetendeutschen seit damals blieb, ist heute im gewaltigen Wandel der mitteleuropäischen Ordnung durch den

Machtwillen Adolf Hitlers zur glücklichen Wirklichkeit geworden. Und nun ist Reichenberg neuerdings ausersehen, eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Der Führer hat es zur Hauptstadt des Sudetengaus bestimmt. Damit steht es an der Schwelle einer ganz neuen, großzügigen Entwicklung. Schon hat sich in der Stadt gar vieles durch den ungeheueren staatlichen, nationalen und geistigen Umbruch gewandelt. Die Tschechen, die sich seit dem Weltkriege wie überall auch hier in alle staatlichen und viele privaten Ämter eingemischt hatten und immer hartnäckiger mit ihrer Volksgruppe die deutsche Bevölkerung zu durchsetzen suchten, sind mit dem Tage der Befreiung des Sudetenlandes völlig aus dem Stadtbilde verschwunden und bald darauf auch die Juden, die ehemals zu einem beträchtlichen Teile das Geschäftsleben der Stadt beherrschten. Nun hat Reichenberg wieder sein rein deutsches Gepräge, um das es unablässig die ganzen Jahre, doch fast schon vergeblich kämpfte. Aber auch äußerlich wird die Stadt, der ein gewaltiger Aufschwung bevorsteht, deshalb eine ungeahnte Veränderung erfahren. Als Gauhauptstadt muß sie eine große Anzahl von zum Teile vielgegliederten staatlichen Ämtern und solche der Partei und ihrer Formationen beherbergen. Viele Zentralstellen von Privatunternehmungen werden sich hier niederlassen. Viele neue kulturelle Stätten sollen entstehen. Unzählige Neubauten werden dann notwendig sein. Die Stadt, die ohnedies seit langem schon an allen Ecken und Enden zu klein war, wird sich bis zu den umliegenden Ortschaften weiten, mit denen sie zum Teil heute bereits ein zusammenhängendes Wohn- und Wirtschaftsgebiet bildet, und wird sie in Bälde umschließen. Reichenberg, heute noch eine zu eng gewordene und fast planlos verbaute Stadt mit 40 000 Einwohnern, wird in absehbarer Zeit, weitaus schöner und größer geworden, deren mehr als 100 000 zählen und gekräftigt und verstärkt aufblühend sowohl als bedeutender Industrie- und Kulturmittelpunkt des Sudetengaus als auch als dessen Hauptstadt ein ganz neues Gesicht zeigen.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Großmachtpolitik mit Provokateuren?

Heßkampagnen und Sabotage-Aktionen polnischer Chauvinisten - Zwischenfälle in Danzig als inspirierte Anschläge gegen Becks Außenpolitik - Polen und die Achse

Die polnischen Studenten der Danziger Technischen Hochschule können für sich das zweifelhafte Verdienst in Anspruch nehmen, am Entstehen politischer Spannungsmomente beteiligt gewesen zu sein, die eine gefährliche Auswirkung auf die allgemeine Lage im Osten hervorzurufen geeignet waren. Den äußeren Anlaß für die Aktivierung der das Danziger Gastrecht genießenden polnischen Studentenschaft war ein Schild, das während einer kurzen nächtlichen Stunde in einem Danzig-Langfuhrer Kaffeehaus hing und die Aufschrift trug: „Hunden und Polen ist der Zutritt verboten!“ — Um es gleich vorweg zu nehmen: Nach den späteren, schon in Anbetracht der schwerwiegenden Bedeutung der Angelegenheit sehr gewissenhaft durchgeführten Ermittlungen der Danziger Polizeiorgane konnte mit größter Wahrscheinlichkeit erwiesen werden, daß dieses corpus delicti von den polnischen Studenten selbst zum Zweck der Inszenierung einer Provokation angebracht worden ist. Jedenfalls war es, noch bevor die Polizei überhaupt eine Anzeige erhalten hatte, mittels Fotokopie in polnischen Zeitungen wiedergegeben, vereint mit wüsten Angriffen auf Danzig.

In diesem Zusammenhang ist eine kurze Untersuchung von Interesse, die der bekannte Posener Forscher Dr. Kurt Lüd in der deutschen Presse in Polen veröffentlicht hat. Die Ergebnisse, zu denen er gelangt, sind vor allen Dingen im Hinblick auf die Frage von Bedeutung, wer seiner ganzen Mentalität nach als Urheber des betreffenden Plakats in dem Langfuhrer Kaffeehaus in Frage kommt. Es wird nämlich in dem Artikel darauf hingewiesen, daß in der polnischen Volksüberlieferung, Literatur und Kunst das Zusammennennen des Deutschen und des Hundes seit Jahrhunderten

und bis zum heutigen Tage üblich ist.

„In den polnischen Sprichwörteransammlungen von Korab - Brzozowski, Bystron u. a. finden wir folgendes uraltes Sprichwort: Co Niemiec, to pies (was ein Deutscher ist, ist ein Hund). Der Gnesener Erzbischof Jakob Swinka, um die Wende des 13. Jahrhunderts, hatte die Gewohnheit, die Deutschen „Hundeköpfe“ zu nennen. Er urteilte daher über einen Brigener Bischof, er hätte vorzüglich gepredigt, wenn er nicht ein Hundekopf und ein Deutscher gewesen wäre. Die Schlacht zwischen Boleslaus Schiefmund und Heinrich V. auf dem Hundsfelde (1109) soll auf Grund der polnischen Überlieferung den Namen daher bekommen haben, daß die Leichen der Deutschen den Hunden zum Fraße überlassen wurden oder gar, weil soviel „Hunde“ gefallen waren.

St. Bekza „Niemcy u Mickiewicza“ (W. 1911, S. 11) schreibt: „Seit altersher hat man die Deutschen aus Verachtung Hunde genannt, und Bandtke meint, daß Hundsfeld, bekannt durch den Sieg Boleslaus III., deswegen so genannt wurde, weil dort viele Deutsche umkamen.“ Diese Erklärung ist, obwohl sie für unsere Zusammenhänge typisch erscheint, doch wohl ungenügend bewiesen. Am so verwunderlicher ist es, daß auch in einer für den Schulgebrauch bestimmten Neuausgabe der „Grazyna“ von Adam Mickiewicz (Biblioteka Narodowa Nr. 74, Einführung von Professor Josef Tretjak) der Ausdruck „psiarnia Krzyżaków“ (die Hundebrot der Ordensritter) durch eine entsprechende Anmerkung erklärt wird. Es gibt auch eine in allen polnischen Papierhandlungen zu erwerbende Kunstpostkarte mit einem Gemälde von W. Boratynski „Psie Pole pod Wrocławiem“ (Hundsfeld bei Breslau). Auf diesem Gemälde sieht der polnische König

zu, wie dicht vor seinen Augen die Leichen der deutschen Ritter von Hunden aufgefressen werden.

Unübersehbar ist die Zahl von bekann- ten Werken der polnischen Literatur, die uns Deutsche den Hunden gleichsetzen. Ich beschränke mich auf eine kleine Auswahl:

1. Jan Kochanowski im „Proporzec“ (1569) nennt die deutschen Ordensritter „unübertroffene Hunde“. 2. Adam Mickiewicz in „Pan Tadeusz“: „alle Landräte, Hofräte, Kommissare und alle Hundebrüder“. 3. Adam Mickiewicz in „Trzech Budrysów“: „die Kreuzritter, die Hundebrüder“. 4. Adam Mickiewicz „Grażyna“: „So ein verdammter Kerl von der Hundebrut der Kreuzritter.“ 5. R. W. Berwiński „Powieści Wielkopolskie“ (1844, I, S. 112): „Die Deutschen, das verdammte Hundegeslecht.“ 6. Józef Szujfki im Drama „Królowa Jadwiga“ (1866, Akt III, Sz. 2): „ein teutonischer Hund sank vom Pferde“. 7. Bolesław Prus „Placówka“ (Pisma X War. 1935, S. 164): „Hundebande.“ 8. Derselbe Ausdruck in A. Świętochowski's Novelle „Karl Krug“ (Pisma War. 1908, S. 84). 9. Jadwiga Łuszczewska „Panieńka z okienka“ (3. Aufl. 1927, S. 17): „Ein halber Deutscher ist auch gleich ein Lutherhund.“ 10. W. Reymond „Ziemia obiecana“ (1899): Eine polnische Frau nennt einen Deutschen namens Bauer „Hundebruder“. 11. Artur Gruzicki, „Gdzie Wisła się kończy“ (Ausg. 1930, II, S. 124): „diese Hundebrüder“. 13. W. Reymond „Chłopi“: „Hundekeher“, „Hundeack“. 14. Adolf Dygasiński in der Novelle „Demon“ (1886): „deutsche Hunde“; an einer anderen Stelle: „und wer hat euch, ihr Hunde, nach Polen hergeholt?“ 15. S. Sienkiewicz „Krzyżacy“, mehrmals das Schimpfwort „Hundebrüder“. 16. R. Przerwa-Tetmajer in der Novelle „Neftzowie“: Der deutsche Fabrikant heißt bei den polnischen Arbeitern „rotblonder Hund“. 17. W. Przybomrowski „Grunwald“ (S. 28): „deutscher Hundebruder“. 18. Lucjan Rydel „Jeńcy“: „den deutschen feindlichen Hunden“. 19. Marja Konopnicka „Pan Balcer w Brazylii“: „die deutsche Hundebande“. 20. Jan Kaspro- wicz „Z chłopskiego zagonu“ (Dzieła. T. IV, Kraków 1930, S. 219): „Hunde-

bande“, „deutscher Hund“. 21. Stefan Żeromski „Wiatr od morza“ (War. 1931, S. 135): „deutsche Hunde“. 22. Zofja Kof- jał-Szczuka „Legnickie Pole“: „Die Deutschen sind gottverdammte Hunde...“ 23. Zbigniew Janiewicki „Oberschlesien“ (Niepowieść S. 56): „die germanischen Hunde“. 24. R. Łaskowski „Kulturträger“ (Bd. II, S. 101): „die deutsche Hunde- bande“. 25. St. Żeromski „Popioły“ (1): „die hundebütigen Deutschen“ und „säch- sische niederrächtige Hunde“. 26. J. Ra- den-Bandrowski „General Barcz“: Der Intrigant Wilde wird „pies, pies, pies“ geschimpft. 27. Maciej Wierzbński „Zdo- bycie Gdańska“ (S. 51): „schlagen diese Hundebrüder“. 28. In Adolf Nowaczyn- ski's „Komendant Paryża“ (Drama 1926) werden die Preußen „Hundeblütige“ und zweimal „Hundebrüder“ genannt. — 29. In Gustav Morcineks preisgekröntem Roman „Wyrabany Chodnik“ (1932) Bd. 1 S. 348 lesen wir folgende allge- meine Kennzeichnung des deutschen Volkes: „Der Deutsche ist ein tollwütiger Hund“; S. 309, 310, 312 tritt ein Hund auf, dem man den Namen Bismarck ge- geben hat. 29. Melchior Wankowicz „Na tropach Smetka“ (1937): „Der Deutsche bellt.“ 30. Im „Kurjer Poznański“ (26. 9. 1937, S. 13) werden deutsche Ritter „Söhne von Hündinnen“ genannt. — Und so weiter!

Bedenken wir ferner, daß der Pole den Deutschen im Affekt nie anders als den „psiakrew Niemiec“ („hundebütigen Deutschen“) nennt und daß das auf unsere Hauländereien angewandte Schimpfwort „psiakrew holender“ in Großpolen sogar zum Fluch gemorden ist!

+

Ohne jedoch eine einwandfreie Dar- stellung des zum mindesten doch recht un- klaren Tatbestandes abzuwarten, wurde die Aushängung des berüchtigten Schildes polnischerseits fröhlich als eine „deutsche Provokation“ unterstellt. Von der Dan- ziger Zweigorganisation der über ganz Polen verbreiteten Studentenvereinigung „Bratnia Pomoc“, in der auch die in Danzig studierenden Polen sämtlich er- faßt sind, wurde im Anschluß an eine Versammlung folgende Entschliebung ge- faßt, die in großen Warschauer Zeitun-

gen und mehreren Provinzblättern wiedergegeben wurde:

„Die polnischen Akademiker in Danzig senden ihren Brüdern ihre Versammlungsentschließung:

In Anlehnung an die geopolitischen Bedingungen, an die Bestimmungen des Versailler Traktats und das polnisch-danziger Abkommen sehen wir die natürliche Rolle Danzigs nur im Dienst und in einer engen Verbindung mit dem Mutterland, der Republik Polen. Wir stellen fest, daß nur die polnische Nation das Recht hat, an der Weichselmündung zu stehen. Die uns feindlichen Faktoren in Danzig, die sich über das Fehlen einer Grundlage für ihre Forderungen klar sind, nutzen den augenblicklichen Tatbestand aus und wenden schon seit Jahren spezifisch kapitalistisch-soldateskische Methoden an.

Das Leben Danzigs wurde totalisiert und dem Nationalsozialismus untergeordnet. Die Bevölkerung der Danziger Erde, die unzweifelhaft polnisch oder polnischer Herkunft ist, leidet unerhört unter dem Druck fremder Elemente, die mit dem Schwert in der Faust aus dem Westen zugewandert sind. In Verwirklichung der Losung „Drang nach dem Osten“ ist das kämpfende Preußentum immer auf einen entschiedenen Widerstand der polnischen Nation gestoßen. Angesichts der sich vervielfältigenden Provokationen darf es auch heute nicht anders sein.

Indem wir uns von den Pflichten Rechenschaft geben, die auf uns — dem polnischen Zentrum — lasten, stellen wir unseren Willen zum unbeugsamen Kampfum die Freiheit und das Polnischsein der Danziger Erde fest. Wir sind bereit, jeden gegen unsere Rechte gerichteten Akt mit allen Mitteln zurückzuweisen. Zum Schutz der Ehre der polnischen Nation verlangen wir für die letzten Ereignisse eine entsprechende Satisfaktion.

Beleidigt wurde die ganze polnische Nation — die ganze Nation muß also reagieren. Indem wir uns auf eine vieljährige eigene Erfahrung stützen, ver-

langen wir von den offiziellen und sozialen Stellen die Anwendung des Grundsatzes: „Zahn um Zahn“. Wir fordern heiß zur Änderung der bisherigen toleranten Beziehungen der Republik Polen zu den nationalsozialistischen Stellen in Danzig auf. Wir verlangen die Anwendung entsprechender Methoden, die die Freiheit und Sicherheit der Bevölkerung in Danzig garantieren und die Unabhängigkeit der Weichselmündung sichern.

Mit Rücksicht darauf, daß bei den letzten die polnische Nation herabwürdigenden Vorfällen deutsche Studenten der hiesigen Hochschule beteiligt waren, wenden wir uns mit der dringenden Bitte an unsere Regierung, aus dem Staatsdienst alle diejenigen Ingenieure der Danziger Hochschule zu entfernen, die nicht Mitglieder der „Bratnia Pomoc“ waren, der einzigen und ausschließlichen polnischen akademischen Organisation in Danzig. Die polnische Nation muß feststellen, daß, wenn die bisherigen Verhältnisse in Danzig nicht eine radikale und ausschließlich uns genehme Änderung erfahren, sie die Beherrschung der Weichselmündung selber übernehmen wird.“

Die Folge dieser einzigartigen Herausforderung des nationalsozialistischen Danzig war, daß die deutsche Studentenschaft der Danziger Technischen Hochschule die polnischen Studenten samt und sonders zum Verlassen der Vorlesungen zwang und in berechtigter Empörung, die von der gesamten Danziger Bevölkerung geteilt wurde, aus der Hochschule hinauswarf. Ein Abschluß der Angelegenheit in dieser Hinsicht wurde gegeben, in dem fünf Vorstandsmitglieder der „Bratnia Pomoc“, als in erster Linie für die Provokation verantwortlich, durch Disziplinarmassnahmen des Rektors und Senats der Danziger Technischen Hochschule von dieser ausgeschlossen wurden.

Nach zwei Seiten hin hatten sich jedoch noch weitere Wirkungen ergeben: Erstens protestierte die Danziger Regierung in einer Verbalnote gegen die oben zitierte Entschliebung der polnischen Studentenvereinigung. Die polnische Regierung wurde in dieser Note aufgefordert, der

von der „Bratnia Pomoc“ in Danzig verfaßten und in der polnischen Presse veröffentlichten Resolution ihre Mißbilligung auszusprechen, um dadurch die im gutnachbarlichen Verhältnis beider Staaten eingetretene Spannung zu beseitigen.

Die zweite Wirkung aber war, daß die seitens der Danziger deutschen Studenten erfolgte Hinausweisung der polnischen Studierenden, die ihre provokatorischen Absichten auch noch durch mehrere Demonstrationsversuche bewiesen hatten, in ganz Polen mit haßerfüllten Kundgebungen gegen das deutsche Danzig, gegen Angehörige der deutschen Volksgruppe in Polen und gegen das Großdeutsche Reich beantwortet wurde. In Telegrammen, für die seitens der polnischen Post die Telephonleitungen speziell mittels Sperrung anderer Gespräche freigelegt wurden, unterrichtete die Danziger „Bratnia Pomoc“ die Universitäten in den verschiedenen polnischen Städten von den Danziger Ereignissen und forderte zu entsprechenden Erwidernungsmaßnahmen gegen die dortigen deutschen Studenten und Deutschen überhaupt auf.

Abgesehen von der höchst wahrscheinlichen Annahme, daß in Wirklichkeit das zum Anlaß der polnischen Kampagne genommene Schild in dem Caféhaus von polnischen Studenten selbst angehängt worden ist, war die schlagartig und wohlorganisiert einsetzende Kampagne in Polen das beste Zeugnis für die wahren Hintergründe und Zusammenhänge des Geschehens. Es handelte sich um eine planmäßig eingefädelt Aktion, die ihre Vorläufer in den reihenweisen Kampfmaßnahmen gegen die deutsche Volksgruppe in Polen und ihre Ursache in der polnischen innenpolitischen Situation selbst hat. In geradezu unglaublicher Weise hat hier das Deutschtum herhalten müssen für die Austragung innerpolnischer Gegensätze und Streitfragen polnischer politischer Ideologien!

In Posen zogen nach einer in der Universität durchgeführten Kundgebung gegen Danzig, wie der „J.R.C.“ angibt, etwa 2000 Personen vor die Redaktion

des „Posener Tageblattes“ und die Druckerei „Concordia“, zertrümmerten die Scheiben und bedachten den Hauptschriftleiter und einen anderen Schriftleiter des Blattes mit Faustschlägen. Ebenso wurden in einer Anzahl deutscher Läden und vor allem Buchhandlungen die Scheiben eingeschlagen. Nur ein starkes Polizeiaufgebot verhinderte Demonstrationen vor dem deutschen Konsulat.

In das Heim des Vereins deutscher Hochschüler in Krakau, in dem sich zwölf deutsche Studenten aufhielten, drangen etwa zwanzig mit Knüppeln bewaffnete polnische Studenten ein. Die Deutschen wurden geschlagen. Zwei der deutschen Hochschüler wurden schwer verletzt. Die Inneneinrichtung des Heims wurde demoliert. Die Ausschreitungen ereigneten sich unmittelbar nach der Abreise der in Krakau zu Gast weilenden deutschen Frontkämpfersführer.

Im Chorzower (Ost-Oberschlesien) Eichendorff-Gymnasium wurden nachts ebenfalls 20 Scheiben zertrümmert.

In Warschau drangen in das Lokal des Rates der Deutschen in Polen polnische Studenten ein, als dort eine Sitzung des Deutschen Volksverbandes, Ortsgruppe Warschau, stattfand. Sie gaben sich als Polizei aus, die eine Untersuchung vornehmen müsse. Einer der Studenten zog einen Revolver, während die anderen Älten und Bücher herauswarfen und zerrissen. Mit einem Stock wurde die Scheibe eines Bücherschranks eingeschlagen und die Älten herausgezogen. Einer der deutschen Studenten wurde mit einem Stock mißhandelt. Unter Mitnahme eines Ältenbündels verließen die Studenten das Lokal. Der ganze Vorfall dauerte kaum drei Minuten. Die Feststellung der Täter dürfte nicht schwer fallen, da sie zum Teil von den deutschen Studenten erkannt wurden. Es wurde sofort die Polizei benachrichtigt, die bald darauf erschien und ein Protokoll aufnahm.

Auch in Teschen ist es zu deutschfeindlichen Ausschreitungen gekommen. Zunächst wurden im westlichen Stadtteil im Geschäft des Kaufmanns Hartmann auf dem Sachsenberg die Schaufensterscheiben eingeschlagen. In der Nähe befindet sich das Gasthaus Waleczek, wo

ebenfalls zahlreiche Scheiben mit Steinen eingeworfen wurden. Vor das Gebäude des Teschener Eislaufvereins zog zunächst eine größere Anzahl von jungen Leuten. Kurz darauf fuhrn mehrere junge Burschen mit Motorrädern vor, die ein regelrechtes Steinbombardement auf das Haus eröffneten. Hierbei wurden nicht weniger als 24 Scheiben mit großen Steinen eingeworfen. Kurz nach diesem Vorfall zogen größere Gruppen von Schülern der landwirtschaftlichen Schule vor die Wohnungen zahlreicher Deutscher in Teschen, wo Drohungen gegen die Deutschen ausgestoßen wurden. In Trzyniez wurden im deutschen Heim zahlreiche Scheiben eingeworfen.

In Wilna hatte die Polizei in Befürchtung von Ausschreitungen Flugblätter beschlagnahmt, die zu einer Kundgebung vor der Universität aufforderten. Trotzdem hatten die Studenten eine Versammlung zustandegebracht und wollten anschließend einen Anzug durch die Stadt veranstalten, der aber von der Polizei aufgelöst wurde.

+

Sehr bezeichnend für die oben genannten Zusammenhänge waren die Vorfälle, die sich in Warschau abspielten. Nachdem zunächst auch hier gegen die deutschen Studenten der Universität vorgegangen worden war, bildete sich ein starker Zug von Demonstranten, die sich zur deutschen Botschaft bewegten und dort die Scheiben einschlugen und die Türklinen abriffen. Dann wurde vor das Palais des zur selben Zeit in Warschau weilenden italienischen Außenministers Graf Ciano marschiert, um dort feindliche Rufe gegen Hitler und das Dritte Reich neben Hochrufen auf Italien auszustößen. Diese Beweise des politischen Instinktes der polnischen Volksseele dürfte auf italienischer Seite ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Gegenüber gewissen polnischen Fehlaufassungen dürfte während des italienischen Besuches klargeworden sein, daß sich Graf Ciano als Vertreter der Achse Berlin—Rom betrachte und für spezifisch italienisch-polnische Engagements wenig Sinn haben könne. —

Am Abend fand dann eine Versammlung unter Anteilnahme zahlreicher Militärs statt, in der die Tendenz dieser Aktion noch deutlicher wurde. Man lief Sturm gegen den Außenminister Beck und seine Politik, die als verderblich für Polen bezeichnet wurde. Dasselbe wiederholte sich auf einer deutschfeindlichen Kundgebung, die am 26. 2. vormittags von der Akademischen Legion in der Universität durchgeführt wurde. Hier nahmen etwa 1500 Studenten teil. Es handelt sich bei der Akademischen Legion um eine unter militärischer Führung stehende Organisation. Dementsprechend war auch eine größere Anzahl Offiziere zugegen, u. a. General Fawicki, der die vormilitärische Ausbildung in jugendlichen Organisationen versteht, Vizekriegsminister Gluchowski und Direktoren mehrerer Hochschulen. Auf dieser Versammlung hielt Oberst Tomaszewski, der Chef der Akademischen Legion, eine Rede. Er erklärte unter anderem: Diese Veranstaltung hätte eigentlich verschoben werden sollen. Infolge einer Intervention militärischer Stellen bei dem Ministerpräsidenten sei jedoch die Genehmigung erteilt worden. Der Redner forderte die Studenten auf, tapfer und opferbereit zu sein, denn Polen werde nichts zurückgeben, wohl aber viel zurücknehmen. (Zuruf: Das polnische Danzig und Ostpreußen). Danzig sei ein Geschwür am Leibe Polens. Dieses Geschwür müsse man ausschneiden (Zuruf: Aber Beck ist ein schlechter Chirurg). „Die Deutschen“, so fuhr Fawicki fort, „nennen uns Hunde. Wir erröten darüber nicht, wir erinnern uns vielmehr dabei an die Schlacht auf dem Hundsfeld. In Anbetracht der Provokationen in Danzig hat sich die Akademische Legion entschlossen, in diesem Jahre in Pommern zwei Lager einzurichten. Die Vorfälle treffen mit der Reise Cianos zusammen. Es handelt sich bei diesen Vorfällen um absichtliche Deutschenprovokationen. Laßt euch nicht provozieren, Ciano ist ein Freund Polens. Er hat es in Wien bewiesen, wo er uns die gemeinsame Grenze mit Ungarn verschaffen wollte. Er konnte es nicht erreichen und so ist jenes unmögliche Gebilde entstan-

den, ein Gebilde allerdings von nur vorübergehendem Bestande.“ — An die Rede schlossen sich Ovationen für Italien und für Ciano an.

Kennzeichnend dafür, wie man die Dinge auf anderer polnischer Seite sieht, ist eine Auslassung des Obersten Skwarczynski, des Chefs des Lagers der Nationalen Einigung. Er hielt am 28. 2. bei der Sitzung des Obersten Rates dieser Organisation eine Rede, in der er unter anderem feststellte, daß alle bisherigen Versuche der Stabilisierung der internationalen Lage versagt haben. Er erklärte, daß Polens Politik sich weder auf die eine noch die andere Großmacht stützen dürfe. Sie müsse völlig unabhängig sein. Während der tschechoslowakischen Krise sei die Nation bis auf jene Elemente einig gewesen, die in der Zeit der größten Krise Grüße an die tschechische Nation geschickt haben. Die gesamte Opposition von der Nationalen Partei auf der Rechten angefangen über die Front Morges, die Bäuerliche Volkspartei bis zur Polnisch-Sozialistischen Partei hätten ihre eigenen Anschauungen über die Außenpolitik. — Diese Partei-Eliten hätten sich wieder ans Werk gemacht und begännen mit planmäßigen Aktionen, in die sie die Jugend als blindes Werkzeug hineinzögen (!) Es gehe ihnen dabei nicht um den Zustand, der in Danzig entstanden sei. Er sei nur ein Vorwand für ihre Maßnahmen, die jedoch auf die Entwicklungen der Regierung keinerlei Einfluß ausüben könnten.

+

Nicht nur der Ciano-Besuch aber gab den Einsatz für die planmäßige Sabotage dieser polnischen Kreise, die in einer Torpedierung der von Piljudski gewiesenen und von Beck innegehaltenen außenpolitischen Linie ihre Aufgabe sehen. Zur gleichen Zeit fanden in Berlin die deutsch-polnischen Minderheitenverhandlungen statt, die endlich eine Vereinigung der Frage einer

Umgestaltung der Lebensverhältnisse der Volksgruppen erbringen sollten. Die verstärkte Verfolgungswelle, die vom polnischen Westverband gegen das Deutschtum systematisch eingesetzt wurde, schildert der „PDD“, ohne auch die Danziger Ereignisse als eng damit in Zusammenhang stehend zu vergessen, folgendermaßen:

„Es begann — wie schon so oft — mit Aufrufen, Entschließungen und Heftartikeln des Westverbandes. Und die Folgen ließen nicht auf sich warten. In Gnesen erfolgte die Verhaftung deutscher minderjähriger Mädchen, über deren Unterbringung und Behandlung die Eltern in erster Sorge sein müssen. Über die Gründe dieser Verhaftungen ist bis heute nichts bekannt geworden. Gleichzeitig nahmen die Gnesener Behörden Hausdurchsuchungen bei deutschen Volksgenossen vor, was ebenfalls ohne Angabe von Gründen geschah.

In den Westgebieten sind harmlose Faschingsfeiern der Jungdeutschen Partei und der Deutschen Vereinigung verboten worden und zwar, „weil sie die öffentliche Ruhe und Ordnung hätten gefährden können.“ Wenn die Abhaltung eines deutschen Faschingsvergnügens in Polen bereits als gefährlich betrachtet wird, was wäre dann erst von einer deutschen politischen Rundgebung zu sagen! Zu beiden jedoch hat das Deutschtum ein Recht, das gleiche Recht wie das Staatsvolk.

So sollte es sein und so entspräche es den Grundsätzen der Minderheiten-Erklärung vom 5. November 1937. Die gegenwärtig in Polen zu verzeichnende Praxis macht jedoch glauben, als sei der Blick durch veraltete östliche Ansichten noch zu sehr getrübt, um die Gefahr erblicken zu können, die in einem derartigen Vorgehen gegen das Deutschtum liegt.

Diese Trübung des Blickes hatte zur Folge, daß man in letzter Zeit vor den unverschämten Forderungen des Westverbandes allzu weich wurde. Nur damit ist wohl zu erklären, daß wiederum ein deutscher Pfarrer aus der Grenzzone in Pleß ausgewiesen wurde, obwohl die polnische Presse beteuerte, daß Ausweisungen aus der Grenzzone sowohl von

deutscher als auch von polnischer Seite unterbleiben werden. Der gleiche Grund kann wohl auch für das Verbot der Gründung einer Vereinigung evangelischer Deutscher in Königshütte (Chorzow) angeführt werden. Die Hezpresse wagte es, die beabsichtigte Gründung als „Maulwurfsarbeit“ zur Bekämpfung und Sabotage des neuen Kirchengesetzes zu bezeichnen.

Zudem wird der Volksgruppe jegliche Möglichkeit genommen, ihre Rechte in Wort und Schrift zu verteidigen. Neben zahlreichen Beschlagnahmen der deutschen Presse in Polen ist nunmehr auch eine Rede des Leiters der Deutschen Vereinigung Dr. Kohnert vom Zensor derart zusammengestrichen worden, daß sie jeden Zusammenhang und Sinn verlor und Dr. Kohnert auf seine Rede verzichten und eine in Posen angelegte Tagung gleich nach Beginn wieder schließen mußte.

Als nun die Hezer vom Westverband sahen, daß ihre Aktion immer noch nicht den gewünschten Erfolg zeitigte, bediente man sich eines anderen Mittels. Über die polnische Presse wurde die Nachricht verbreitet, in Danzig-Langfuhr sei in einem Café ein Schild mit der Aufschrift: „Hunden und Polen der Eintritt verboten“. Obwohl nun außer dem „Verfasser“ der Hezbotschaft noch niemand diese Aufschrift gesehen hatte, wurde die Meldung sogleich von vielen Zeitungen in großer Aufmachung abgedruckt. Durch einen derartigen Vorfall in Danzig mußte die „Volksstimmung in Polen“ natürlich bis zur „Siedehitze“ steigen. Und auch hier blieben die Folgen nicht aus. Sie dürften diesmal sogar zur größeren Zufriedenheit des Westverbandes ausgefallen sein.

In Westpolen zog eine große Kolonne polnischer Bauern mit Wissen der Polizei und der Postbehörden auf den Gutshof eines deutschen Landwirtes, wo sie großen Schaden anrichteten. Nur der Besonnenheit einiger der aufgehetzten Bauern ist es zu verdanken, daß nicht auch der Gutsherr mißhandelt wurde. Bekannte des Gutsherrn, die diesen zu warnen beabsichtigten, erhielten keine Telefonverbindung zum Gut mit der Begründung, daß diese „durch einen Überfall

unterbrochen sei“, woraus hervorgeht, daß man auf dem Postamt über den Überfall genau Bescheid wußte. Die Polizei, die ebenfalls alarmiert wurde, erschien erst nach Abzug der Bauern und weigerte sich, deren Verfolgung aufzunehmen. In einer anderen Ortschaft, wo ebenfalls Deutsche überfallen wurden, verhaftete die Polizei sieben deutsche Volksgenossen, anstatt die Verfolgung der Wegelagerer aufzunehmen.

Die Reihe solcher Vorkommnisse kann noch ergänzt werden durch eine Nachricht, wonach die deutschen Wahllisten in Neutomischel nachträglich für ungültig erklärt wurden, nachdem sie schon einmal als gültige Wahllisten anerkannt worden waren. Die Ungültigkeitserklärung erscheint in keiner Weise begründet; von polnischer Seite ist auch gar nicht versucht worden, sie zu begründen.

Während der letzten Sitzung des Schlesischen Sejm kam es zu antideutschen Kundgebungen, als der Abgeordnete Gajdas an den Wojewoden die Bitte richtete, er möge die Aufmerksamkeit der maßgeblichen Stellen auf die in Deutsch-Oberschlesien herrschenden Verhältnisse richten, die lebhafteste Beunruhigung bei den Polen Ost-Oberschlesiens hervorgerufen hätten. Die Abgeordneten pflichteten dieser Bitte bei, wobei sie wüßte Drohungen gegen die deutsche Volksgruppe ausstießen.

Es ist bekannt, daß derartige Forderungen und Entschließungen stets den Austakt geben für eine antideutsche Aktion, die in Ost-Oberschlesien vom Aufständischen oder Westverband durchgeführt wird, deren Drahtzieher jedoch stets der schlesische Wojewode selbst war. Die Folgen der letzten antideutschen Kundgebung im schlesischen Sejm haben darum auch nicht lange auf sich warten lassen. Im Teschener Gebiet kam es zur Entlassung deutscher Arbeitskräfte aus den dortigen Industriewerken, im schlesischen Industriegebiet wurde ein deutsches Fest von „unbekannten“ Tätern überfallen.

Außer diesen unausbleiblichen Folgen der Deutschenheze beabsichtigen seine geistigen Urheber auch noch andere Früchte zu ernten. Der schlesische Wojewode hat bisher keinen Weg und keine Mittel unversucht

gelassen, um die deutsch-polnische Verständigung in irgendeiner Weise zu boykottieren. Selbstverständlich bot sich in der Zeit um den 5. Jahrestag des deutsch-polnischen Verständigungsabkommens und den Besuch des deutschen Außenministers eine kaum wiederkehrende Gelegenheit, die Bestrebungen der polnischen Regierung durch unverantwortliche Machenschaften zu durchkreuzen und die autonome Stellung Ost-Oberschlesiens auch in Bezug auf die offizielle polnische Außenpolitik zu betonen.

Die polnische Bevölkerung steht diesen Versuchen des schlesischen Wojewoden und seiner Günstlinge, die Lage an der Westgrenze in einem Zustande permanenter Unruhe zu erhalten, in ihrer Mehrheit ablehnend gegenüber und verurteilt alles, was geeignet wäre, das Werk des großen Marschalls Polens herabzumindern oder zu zerstören.“

Damit dürfte die Tätigkeit des polnischen Westverbandes und seiner „hervorragenden“ Vertreter genügend charakterisiert und zugleich im Hinblick auf die deutsch-polnischen Minderheitenverhandlungen als nicht gerade positiv zu werten des Kapitel gekennzeichnet sein.

+

Als nach der Konferenz von München im September 1938 durch die ganze Welt ein Aufatmen ging, daß der Friede noch einmal erhalten geblieben war, konnte man in Polen eine immerhin etwas merkwürdige Feststellung machen. Es wurde dort das Treffen der vier großen europäischen Staatsmänner in erster Linie unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß doch eigentlich in München eine Fünfer-Konferenz hätte stattfinden müssen, da die Großmacht Polen bei einer derartigen bedeutsamen Zusammenkunft zur Erörterung schwerwiegendster europäischer Probleme nicht hätte fehlen dürfen. — Diese Tendenz der polnischen Kommentierung des Münchener Treffens stellte, einen so überraschenden und originellen Eindruck sie wahrscheinlich zum großen Teil in den politischen Zentralen Europas hervorgerufen haben mag, einen Wesenszug der polnischen Politik und politischen Ideo-

logie dar, der hier nur einmal deutlich sichtbar wurde, latent jedoch als Triebfeder vieler politischer und diplomatischer Handlungen Polens gewertet werden kann. Polen will Großmacht sein, will als Großmacht europäische Politik treiben, will als Seemacht und zukünftige Kolonialmacht womöglich Weltpolitik treiben. Nichts konnte daher leichter zu einem Komplex gekränkten politischen Geltungsbedürfnisses bei gewissen in dieser Hinsicht besonders anfälligen polnischen Kreisen führen, als die scheinbar brüskierende Übergehung Polens im Zusammenhang mit den Anstrengungen der Großmächte zur Liquidierung der September-Krise.

Nun ist in Wirklichkeit zwar Polen ein bedeutsamer Faktor in der europäischen Konstellation allein schon durch den Nichtangriffspakt mit dem Deutschen Reich, der — wie es jeder Pole bei fast jeder Führerrede am Lautsprecher selbst hören kann — in den fünf Jahren seines Bestehens wesentlich dazu beigetragen hat, die Wahrung des europäischen Friedens und die Normalisierung der Verhältnisse im östlichen Teil Mitteleuropas zu gewährleisten; eine Tatsache, derer sich die amtliche polnische Außenpolitik, deren Überlegungen von erheblich sachlicheren Gesichtspunkten bestimmt sind, sehr wohl bewußt ist. Aber es gibt eben andere politische Faktoren Polens, die anscheinend in der Mitarbeit an einer derartigen Friedenssicherung nicht die genügende diplomatische Aktivität erblicken, die sie sich für die Großmacht Polen wünschen. Im Kurse ihres Interesses steht z. B. die Eröffnung von Möglichkeiten einer verstärkten Aktivierung der englischen Beziehungen zu Osteuropa oder die etwas mehr zurückliegenden französischen Sondierungen um einen „Zwischeneuropablok“ erheblich höher als etwa die Staatsbesuche durch die Außenminister der Achse. Und auch was diese anbetrifft, so wertet man da wieder den italienischen Besuch höher als den deutschen, weil man dabei Gelegenheit zu haben hoffte, die reizvollen Experimente an der Achsenfestigkeit, wie sie aus den großen Demofractions doch immer wieder als höchst interessant empfohlen werden, vielleicht auch einmal zu probieren.

Als so bedeutungslos und lächerlich dies bewertet werden kann, so ernste Beachtung muß der Tatsache geschenkt werden, daß jene polnischen Kreise als Superlativ-Chauvinisten erstens als Voraussetzung der von ihnen propagierten „Großmacht-Politik“ Polens die Lösung der im Zehnjahrespakt fundierten Beziehungen zum Großdeutschen Reich betreiben und zweitens die ärgsten Schürer des Hasses gegen alles Deutsche überhaupt sind. In ihrem Wirken liegt der Ursprung der unglaublichen Unterdrückungsmaßnahmen gegen die deutsche Volksgruppe in Polen, in ihrem Wirken liegt der Ursprung der Heze polnischer Blätter gegen das Reich, in ihrem Wirken liegt der Ursprung der Heze gegen Danzig.

Diese Heze hatte nunmehr Folgeerscheinungen gezeitigt, deren ernster Charakter nicht übersehen werden konnte. Es war eigentlich nicht anzunehmen, daß die polnische Außenpolitik, deren aus den oben skizzierten Momenten heraus angefeindete, realistische Grundtendenz hierdurch eine bewußte und beabsichtigte Sabotage erfuhr, im Jahre 1939 auf Grund dieser Kampagne sich in das Fahrwasser ihrer eigenen Saboteure und zugleich der Saboteure des Friedens im europäischen Osten begeben würde. Die Situation erforderte aber eine konkrete Stellungnahme der maßgeblichen polnischen Stellen, wie sie auch in der Note der Danziger Regierung als Erfordernis hingestellt worden war. Nachdem sich nicht unbedeutende Personen des polnischen innenpolitischen Lebens mit jenen chauvinistischen Hezern und ihren inspirierten Provokateuren auf Danziger Boden solidarisch erklärt hatten, stellte die von der nationalsozialistischen Regierung des deutschen Danzig geforderte Erklärung der Mißbilligung das Mindeste dar, was von der polnischen Regierung getan werden konnte, um ein Ausweiten der Angelegenheit zu schwerwiegenden Konsequenzen zu verhindern. Dieser Notwendigkeit ist inzwischen seitens der polnischen Regierung Rechnung getragen worden, indem sie in einer formellen Erklärung die Mißbilligung der „Bratnia

Pomoc“-Resolution ausgedrückt hat und damit einen Schritt tat, der nicht nur die Beilegung dieses Danzig-polnischen Zwischenfalles darstellt, sondern zugleich als Maßgabe der außenpolitischen Einstellung des Außenministers Beck gelten kann.

Wie weit es heute im Interesse Polens liegen könnte, seine Außenpolitik auf die Ideologie von Provokateuren und chauvinistischen Anhängern einer der Versailleser Vergangenheit angehörenden Epoche abzustimmen, darf der polnischen Seite selbst zu untersuchen überlassen bleiben. Jedenfalls wird eine wirkliche Maßgeblichkeit Polens innerhalb der Schicksalsgemeinschaft der europäischen Völker in erster Linie dann ein Ding der Unmöglichkeit sein, wenn es sich als ein Staat erweist, in dem Schwächer, Schlagebots und Illusionisten die Politik machen. Nicht mit solchen, sondern mit der überragenden Persönlichkeit des verstorbenen Marschalls Pilsudski hat der Führer den deutsch-polnischen Pakt abgeschlossen. Deutschland steht Polen als ein Partner gegenüber, der nunmehr durch ein halbes Jahrzehnt in beispielhafter Konsequenz die Achtung dieser Vereinbarung dem eigenen Volke zur selbstverständlichen Pflicht macht und damit seinerseits die notwendigen Voraussetzungen der aus dieser Vereinbarung resultierenden normalen Beziehungen gewährleistet. Wenn Polen eine solche Haltung vermissen läßt und bei ihm geradezu gegen diese Zusammenarbeit ankämpfende Strömungen sich breitmachen und greifbare Folgeerscheinungen hervorrufen können, dann setzt es seinem hochgestellten europäischen Geltungsanspruch selbst die Schranken.

Der Führer hat gegenüber den großen Demokratien wiederholt zum Ausdruck gebracht, welche Vorbehalte ihre wettwendische innerpolitische Situation den Beziehungen Deutschlands zu ihnen auferlegen muß. Man müßte es als eine sehr unglückliche Verlagerung des polnischen Ehrgefühls bezeichnen, wenn die kleine Demokratie Polen in dieser Hinsicht versuchen wollte, ihren großen Schwestern nicht nachzusehen.

R. F.

Großdeutschland, Ungarn und die deutsche Volksgruppe

Magyarische Unklarheit - Die ungebefferte Lage der deutschen Volksgruppe - Die Idee der gemeinsamen Grenze mit Polen - Ungarn in der Antikominternfront - Regierungskrise und Opposition - Wann folgt die innerpolitische Entscheidung?

Der „Grenzbote“, das Organ der Deutschen in der Slowakei, beschäftigte sich vor kurzem mit den von magyarischer Seite oft gemachten Vorwurf der „Ungarnfeindlichkeit“, der auch die Deutschen der Karpatenländer treffen sollte. Obgleich das genannte Blatt lediglich für die Belange der in der Tscheco-Slowakei verbliebenen Volksgenossen eintreten will, hat der Aufsatz weitergehende Bedeutung, da dort klare Linien zwischen den einzelnen Volksgruppen gezogen werden. Die Deutschen, die in Ungarn ebenso loyal zur Budapester Regierung stehen wie in der Slowakei zur Preßburger, verstehen unter „Loyalität“ natürlich nicht eine völlige Aufgabe ihres Volkstums. Jene zahlreichen Überläufer, für die man in Ungarn die Bezeichnung „Magyaronen“ gefunden hat, können nie und nimmer als Idealgestalten angesehen werden. Der „Grenzbote“ schreibt unter der Überschrift „Deutsche oder Magyaronen?“ u. a. folgendes:

„Verschiedene Budapester Blätter meinen Ungarn und dem gegenseitigen Verstehen einen Dienst zu tun, wenn sie bei Erwähnung des „Grenzboten“ stets zusehen „der ungarnefeindliche ‚Grenzbote‘.“ — Abgesehen davon, daß wir nicht die verschiedenen ungarischen Blätter als „deutschfeindliche“ und „slowakenhassende“ Zeitungen bezeichnen, obschon gar mancher Anlaß hierzu gegeben wäre; betrachten wir einmal, was uns dieses Beiwort verschafft. Zunächst die unbeugsam deutsche, nationalsozialistische Haltung des „Grenzboten“. Wäre er ein Blatt verwaschener „Bodenständigkeit“, das äußerlich deutsch schiene, innerlich aber magyaronisch wäre, dann würde man uns in Budapest, wie ja aus verschiedenen Wendungen des „Magyar Nemzet“, „Nemzeti Ujsag“ und anderer Blätter hervorgeht, nicht als ungarnefeindlich schelten. Sie muten uns zu, deutsch zu schreiben, aber magyarisch zu denken. Stelle man „Uj hirek“ das Anfinnen, zwar magyarisch zu schreiben, aber deutsche Interessen zu ver-

treten (ungefähr dasselbe, was man uns zumutet), welche Empörung würde mit Recht die Magyaronen erfassen.

Die zweite Anschuldigung ist der Vorwurf patriotischer Gesinnung gegenüber dem slowakischen Staat. Darauf können wir nur antworten: wir werfen keinem deutschen oder deutschgeschriebenen Blatt in Ungarn vor, daß es in seinen Darlegungen und in seinem Meldungsdiensft den Standpunkt des Staates Ungarn vertritt. Man kann von uns nicht verlangen, daß wir weniger staatsstreu seien, als dies in Ungarn als ideal gilt und auch die Magyaronen in der Slowakei es sein sollen.

Der „Grenzbote“ ist das Blatt der deutschen Volksgruppe in der Slowakei. Dieser dient er in jeder Hinsicht. Er fördert alles, was dem deutschen Volk frommt, bekämpft alles, was diesem schaden könnte. Er wird ebenso wie gegen jede Slowakisierung auch gegen eine Magyarisierung der Deutschen kämpfen und wird genau so, wie „Uj hirek“ gegen eine seelische Abwendung der Magyaronen von ihrem Volkstum stets ankämpfen wird, gegen jede „magyaronische“ Haltung der Deutschen in der Slowakei ankämpfen und ihr Selbstbewußtsein stärken. Durch diese Arbeit hilft der „Grenzbote“ mit, Reibungsflächen zwischen Deutschen und Magyaronen zu beseitigen, denn klare Scheidung hat noch niemals Anlaß zu Mißverständnissen gegeben, wohl aber eine unklare, unehrliche Zwitterstellung. Rückhaltlos staatsstreu und volkstreu steht so der „Grenzbote“ auf der festen Grundlage, welche eine erfolgreiche Arbeit für den Brückenschlag von Volk zu Volk ermöglicht. Diese Arbeit werden auch solche Störungsversuche, wie sie in den Anschuldigungen der Budapester Blätter leider vorliegen, nicht unterbinden können.

Aus unerfindlichen Gründen glauben verschiedene Blätter, so auch „Pester Lloyd“ in einem Artikel von Paul Szvatko, den Staatssekretär Karmasin angreifen zu müssen. „Das Deutschtum Karmasins, das in

vieler Hinsicht selbst über die Intentionen des Dritten Reiches hinausgeht“, meint dieser Artikel. Abgesehen davon, daß der „Pester Lloyd“ kaum allwissend die „Intentionen des Dritten Reiches“ kennt, so kann er überzeugt sein, daß der Staatssekretär sich wohl bis zum letzten für das deutsche Volk in der Slowakei und Karpatenukraine einsetzt, daß er sich aber keineswegs, auch wenn es von magyarischer Seite noch so oft gesagt werden sollte, als Kämpfer gegen das Magyarentum fühlt. Wenn jemand Aufbaubarbeit leistet, arbeitet er für seine deutsche Volksgruppe, nicht aber gegen etwas oder gegen jemanden. Auch die Anwürfe gegen Karmasin wurzeln letztlich ja nur in der Tatsache, daß er in Olmütz geboren ist und deshalb nicht „bodenständig“, also nach Meinung gewisser ungarischer Kreise, „ungarnfeindlich“ sein müsse. Diese Kirchturmideologie muß einen Bethlen ablehnen, weil er in Siebenbürgen geboren ist, und daher die Mentalität der Tiesebene nicht kennt, und einen Taroß, weil er durch zwanzig Jahre Kampf „vom Geist des Herrn Beneß erfüllt wurde“, wie im ungarischen Parlament ja tatsächlich behauptet wurde. Wir führen das nur an, um die volle Absurdität dieser Gedankenwelt, die nichts Aufbauendes in sich hat und überall nur stören will, deutlich zu kennzeichnen.“

+

Die außenpolitische sowie auch die innere Entwicklung, die in Ungarn in den letzten Monaten stattgefunden hat, hat bisher in keiner Weise eine Besserung der Lage der deutschen Volksgruppe mit sich gebracht, obgleich eine gewisse Berechtigung bestand, eine solche zu erwarten. Vielmehr ist nach wie vor für die Verhältnisse eine innere Unklarheit in diesem Staat kennzeichnend, die drückend und gefährlich auf das Leben der 700 000 Deutschen einwirkt. Sie ist zugleich der Boden, auf dem die immer noch angestellten Versuche der Unterdrückung und — es klingt heute fast paradox — Einschmelzung oder Magyarisierung des ungarländischen Deutschtums sich breitmachen können. Die Regierung, deren Außenpolitik unter dem Leitgedanken einer betonten Freundschaftlichkeit zu dem benachbarten Großdeutschen Reich steht, nimmt gegenüber dem in ihrem Lande ansässigen Deutschtum eine höchst unklare und zwiespältige Haltung ein, deren schädliche Wirkung auch durch gelegentliche

offizielle Erklärungen des guten Willens nicht verringert wird.

Eine solche Erklärung war die des Ex-Ministerpräsidenten Imredy gegen Ende des Jahres 1938, in der an sich begrüßenswerte Ankündigungen einer entgegenkommenderen Politik in den für die Volksgruppe wichtigsten Fragen zu finden waren. Wir haben in unserem Januarheft diese im „Pester Lloyd“ veröffentlichte Erklärung wörtlich zitiert und gleichzeitig zum Ausdruck gebracht, daß es in der Praxis darauf ankommen werde, inwieweit das angekündigte Entgegenkommen seine Verwirklichung und vor allem auch seinen Niederschlag in der Haltung der einzelnen Organe des Staatsapparates finden werde, was nach den gerade in dieser Hinsicht trüben Erfahrungen der meisten deutschen Volksgruppen im Osten von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Es hat in der Folgezeit nicht an Beweisen gefehlt, daß diese Vorbehalte gegenüber der Imredy-Erklärung berechtigt waren. So wurden zu Beginn dieses Jahres im Budapester Parlament von Regierungsvertretern Anschauungen über die Stellung des ungarländischen Deutschtums bekundet, die als Ausdruck völlig verfehlter Tendenzen angesehen werden müssen. Der jetzige Ministerpräsident Teleki versuchte z. B. in einer Rede, in der er auch auf das Minderheitenschulwesen zu sprechen kam, den Deutschen in Ungarn ein Sondervolkstum zuzusprechen, das sie von den übrigen Deutschen deutlich unterscheidet und das gänzlich andere Lebensbedingungen und Lebensgesetze besitze. Daraus glaubte der Vertreter der ungarischen Regierung folgern zu können, daß die einzig gangbare Art der Lösung in der Schulfrage die einer individuellen Lösungsweise sei. Ferner erschwerte der Minister das Problem noch durch die Behauptung, die Minderheitenschulen müßten nicht doppel-, sondern dreisprachig sein, da die eigentliche Muttersprache der in Ungarn ansässigen Deutschen Schwäbisch sei!

Die deutsche Volksgruppe hat diese Rede mit großer Verwunderung zur Kenntnis genommen. Erstmalig wurde hier mit solcher Selbstverständlichkeit gesagt, daß sie keine Deutschen seien. Das ungarländische Deutschtum kann diese Ansicht durchaus nicht teilen. Gerade in letzter Zeit hat sich gezeigt, daß die gesamte Volksgruppe ganz einig zu ihrem

deutschen Volkstum steht. Und das Zustandekommen einer einheitlichen und umfassenden Organisation aller Deutschen in Ungarn ist der eindeutige Beweis für die Unrichtigkeit der Behauptung des Ministers. Die Volksgruppe lehnt es ab, als Sondervolk betrachtet und behandelt zu werden, genau so, wie sie eine Einteilung in traditionelle, freiwillige und Zwangsminderheiten ablehnt. Stärker als je fühlt sich das Volkstum in Ungarn in seinen Lebensgesetzen und seiner Kultur mit dem Mutterlande verbunden. Auch ein jahrhundertlanges Dasein inmitten fremden Volkstums und auf fremden Boden wird nichts an dieser Tatsache ändern können.

Da die Deutschen in Ungarn sich als eine völkische Einheit betrachten, ist auch eine Lösung der Schulfrage, wie sie hier vorgeschlagen wurde, undiskutabel, ganz abgesehen davon, daß sie lediglich eine Scheinlösung darstellt, die das eigentliche Problem nicht aus der Welt zu schaffen vermag. Weshalb soll der einzelne erst gefragt werden, in welche Schule er sein Kind zu schicken wünscht, wenn doch genau bekannt ist, wer sich zum deutschen Volkstum bekennt? Und wer sich zum deutschen Volkstum bekennt, wünscht, daß sein Kind eine deutsche Schule besuche. Die Spekulation auf die Loslösung einzelner vom deutschen Volkstum lehnt das Volkstum ab. Auch dürfte es heute, wo die Deutschen in derartiger Geschlossenheit hinter ihrem Bekenntnis stehen, eine Fehlspekulation sein. Eine Lösung unter den genannten Gesichtspunkten würde außerdem alljährlich aufs neue die Frage aufwerfen, wer der ungarischen, der zweisprachigen oder der deutschen Schule zugewiesen werden soll. Die Volksgruppe wird erst die Lösung als endgültig betrachten, durch welche die Zuteilung zur Minderheitenschule ein für allemal geregelt wird. Und diese Regelung ist nicht so schwierig, wie sie der Minister hinstellte, da es nur eine einzige deutsche Schriftsprache und nicht auch eine schwäbische gibt.

+

Durch den Wiener Schiedsspruch hatte Ungarn bekanntlich eine Vergrößerung seines Staatsgebietes um rund 12 400 Quadratkilometer und seiner Einwohnerzahl um etwa 1 064 000 Menschen erfahren. Nachdem jahrzehntelang Bemühungen von ungarischer

Seite um eine Revision der Grenzen von Trianon vergeblich gewesen waren, ist diese seit 1919 sehnsüchtig erwartete Revision durch Deutschlands Eintreten Tatsache geworden. Denn abgesehen von der deutschen Mitwirkung als Schiedsrichter in Wien war es ja schon allein auf die deutsche Initiative zurückzuführen, daß die Frage einer Revision überhaupt akut wurde. Man durfte daher erwarten, daß diese deutsche Hilfestellung bei der Verwirklichung der in Ungarn wie ein Nationalheiligtum gehüteten revisionistischen Idee die verdiente Würdigung erfahren würde, zumal die Erfolge des Münchener Abkommens, die in der oben rein zahlenmäßig dargestellten Weise dann auch Ungarn zugute kamen, ja von Deutschland nicht ohne erhebliches Risiko und unter Einsatz schwerer materieller Opfer errungen wurden.

Diese Anerkennung ist zunächst auch spürbar gewesen. Die ungarische Öffentlichkeit und Presse ließen es in ihrer Begeisterung nicht fehlen an Kundgebungen der Anerkennung und des Dankes gegenüber dem Großdeutschen Reich.

Sehr schnell war dann jedoch ein Wechsel in der Stimmung zu verzeichnen, indem man nämlich in Ungarn auf einmal nicht mehr die positive Seite der Wiener Entscheidung, also die noch wenige Wochen vorher kaum erwartete Rückgewinnung einer Volksgruppe und eines abgetrennten Gebietes herausstellte, sondern statt dessen Klagelieder der enttäuschten Hoffnungen auf eine gemeinsame Grenze mit Polen angestimmt wurden. Dabei handelte es sich schon im Hinblick auf die Notwendigkeit einer wirklich gerechten Lösung auf ethnographischer Grundlage, um höchst abwegige Illusionen.

Die deutsch-ungarischen Beziehungen, deren traditionelle Freundschaftlichkeit ja erst im Sommer 1938 durch den Staatsbesuch des Reichsverweyers von Horthy erneut bekundet worden war, erlitten infolgedessen eine gewisse Trübung. Es wurden auf ungarischer Seite in starker Anlehnung an die scharfe polnische Agitation gegen den Wiener Schiedsspruch Stimmen laut, die sich gegen die Entscheidung der Achsenmächte richteten und die loyale Annahme der Entscheidung durch die Regierung anzufechten versuchten, und auf deutscher

Seite nicht ohne Befremden zur Kenntnis genommen werden konnten.

Heute kann man diese Periode als ein *Zwischenspiel* jedoch bereits bezeichnen, das schnell sein Ende gefunden hat, wenn auch zur nicht geringen Enttäuschung auf polnischer Seite, die ein Zusammenspiel mit Ungarn, eine Revision des soeben gefällten Schiedspruches zugunsten einer gemeinsamen polnisch-ungarischen Grenze zu erzwingen hoffte. Inzwischen haben sogar auch die Polen auf den Boden der Tatsache zurückgefunden, die selbst nach der eindeutigen Erklärung Cianos über die Endgültigkeit der Wiener Entscheidung noch fortführen, in einer wenig überzeugenden Propaganda die Karpato-ukrainische Lösung als einen untragbaren und für den Frieden Osteuropas gefährlichen Zustand hinzustellen.

Ungarns Warschauer Gesandter befand sich indessen schon im Januar dieses Jahres unter den Vertretern der Antikominternmächte, die Reichsaußenminister von Ribbentrop während seines Besuches in der polnischen Hauptstadt in Audienz empfing. Denn mit Beginn des Jahres 1939 hat Ungarn durch den Beitritt zum Antikominternpakt seine Eingliederung in die große Front der Ordnung und der Konsolidierung des Friedens vollzogen, die nicht nur als weltpolitisches Dreieck Berlin—Rom—Tokio die Sicherung der Kulturvölker vor der bolschewistischen Zerschlagung garantiert, sondern zugleich auch im Rahmen der europäischen Stellung der Achsenmächte als Prinzip einer neuen internationalen Ordnung ihre grundlegende Bedeutung besitzt. Man wird innerhalb des Achsenbereiches, vornehmlich im europäischen Südosten, einen Übergang feststellen können, der von der ersten Periode der Normalisierung und Befriedung nunmehr in die zweite Periode der gleichgerichteten Haltung der in diesen Bereich sich einordnenden Staaten nach außen führt. So dürfte auch der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Budapest und Moskau, der auf Grund einer unschwer zu erklärenden Initiative des Kreml kurz nach dem Beitritt Ungarns zum Antikominternpakt erfolgt ist, auf ungarischer Seite kaum Bedauern hervorrufen haben.

+

In seiner Außenpolitik zeigt Ungarn heute eine auf der Ebene der herzlichen Freundschaft zu den Achsenmächten basierende

Haltung, die im Zusammenhang mit dem offiziellen Beitritt zum Antikominternpakt zum Ausdruck kam in dem Auftreten und den Erklärungen des ungarischen Außenministers anlässlich seines Besuches in der Reichshauptstadt im Januar dieses Jahres. Graf Csaky, der vom Führer empfangen wurde und ausgiebig Gelegenheit hatte, mit dem deutschen Reichsminister des Auswärtigen, von Ribbentrop, Besprechungen über außenpolitische Themen Ungarns zu pflegen, der aber auch in einer Unterredung mit dem Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, über die Situation der deutschen Volksgruppe in Ungarn gesprochen hat, legte seinem Berliner Besuch einen Grad der Herzlichkeit zugrunde, wie er den traditionellen Beziehungen beider Länder entspricht; er brachte betont zum Ausdruck, daß Ungarn unbedingt an der engen Freundschaft mit dem Reich festzuhalten wünscht und mehr denn je an die Politik der beiden Achsenmächte angeschlossen sein will.

Hierzu ist zu sagen, daß nach den Anschauungen der Antikominternmächte, zu denen sich Ungarn bekennt, eine derartige aufgeschlossene außenpolitische Orientierung — als nach dem Beitritt zum Antikominternpakt selbstverständliche Voraussetzung — nun aber auch in innerpolitischer Hinsicht die entsprechenden Konsequenzen zu erbringen hat. So wenig deutscherseits, abgesehen vom Bolschewismus, an der Staatsform oder an der dieser zugrundeliegenden Weltanschauung einer anderen Nation bei der Pflege der außenpolitischen Beziehungen aktives Interesse genommen wird, so sehr kommt es doch darauf an, daß ein in die Front des neuen Ordnungsprinzips eingegliedertes Staat den Willen der Durchsetzung dieses Ordnungsprinzips auch im Innern und die Garantie der Vermeidung innerpolitischer Querschüsse gegen seine außenpolitische Linie aufzubringen vermag. Er muß dafür Sorge tragen können und wollen, daß dieses Prinzip der „staatspolitischen Charakterfestigkeit“, wie es dem demokratisch-ignoranten staatspolitischen Liberalismus einer als unfruchtbar überwundenen Zeit entgegengesetzt wird, auch im Innern Umsetzung in die Tat findet. Denn nur ein auch in dieser Hinsicht einheitlich und stark auftretender Staat kann wertvoll sein in diesem System einer ver-

antwortungsvollen und entschlossen angepackten weltpolitischen Aufgabe, das sich um den Kern Deutschland und Italien herumkristallisiert hat.

Es wurde darum deutscherseits auch diesbezüglich nicht der geringste Zweifel gelassen, als gerade während des Csaky-Besuches aus gewissen ungarischen Kreisen Querschüsse gegen die ungarische Regierungspolitik losgelassen wurden, die mittelbar auf die zu gleicher Zeit in Berlin bekräftigte Zusammenarbeit Deutschland-Ungarn abzielten.

Die hochoffizielle „Deutsche diplomatisch-politische Information“ brachte im Anschluß an den Csaky-Besuch eine Klarstellung, die in aller Deutlichkeit zeigte, was man in Deutschland von einer derartigen Sabotage an der europäischen Friedensarbeit hält. Ausgehend von der deutschen Patenschaft bei der Verwirklichung der ungarischen Revisionsansprüche wies die deutsche Korrespondenz darauf hin, daß es als unangebrachte Annäherung und Undankbarkeit empfunden werden mußte, wenn es in Ungarn möglich sein konnte, nach den unerhörten Erfolgen der Entwicklung seit München in den Reihen einer „heterogenen Opposition, bestehend aus Volksfrontanhängern, Juden, Reaktionären und anderen Unzufriedenen“ der von Deutschland und Italien unter großem Risiko und schweren materiellen Opfern durchgesetzten ethnographischen Regelung das 1000jährige Reich der Stephanskronen als das einzig erstrebenswerte und Ungarn befriedigende Ziel gegenüberzustellen. Die als „Träumer und in Wolfenkuclucksheim lebende Schwächer“ gekennzeichneten Träger dieser Tendenzen werden darauf verwiesen, daß die alte deutsche Kaiserkrone kein weniger hehres Symbol als die Stephanskronen gewesen sei, wenn man überhaupt schon derartige Standpunkte beziehen wolle.

+

Der Mitte Februar erfolgte Sturz des Ministerpräsidenten Imredy erwies die Berechtigung der deutschen Mahnungen. Der Verlauf der Kabinettskrise war bezeichnend. Zunächst wurde schon wochenlang vorher durch die feudal-liberalistische Opposition eine intensive Heße gegen die Regierung, ihren innen- sowie außenpolitischen Kurs betrieben, die nicht nur auf Ungarn beschränkt war, sondern zugleich Teile der westeuropäischen Presse in ihren

Dienst stellte. Bereitwilligst wurde in den Boulevard-Blättern der Demokratien von einem nahen Zusammenbruch des „totalitären“ Systems der ungarischen Regierung gesprochen und sogar schon eine von der Opposition aufgestellte neue Kabinettsliste veröffentlicht. Der im Anschluß daran tatsächlich zuwege gebrachte Sturz Imredys brachte jedoch nicht die gewünschte grundsätzliche Änderung der Situation. Die Bemühungen der Opposition, eine Konzentrationregierung mit liberaler Schlagseite zu schaffen, wurden weder vom Reichsverweser noch von irgendeinem maßgebenden politischen Faktor des Landes ernst genommen. Der mit der Neubildung des Kabinetts beauftragte bisherige Kultusminister Graf Teleki hat die alte Zusammensetzung der Regierung nach Möglichkeit beibehalten, die kompromißlose Vollendung des von Imredy begonnenen inneren Reformwerkes wurde als primäre Aufgabe auch in der Regierungserklärung Telekis herausgestellt. Man nimmt sogar an, daß die Regierung bei einem weiterhin uneinsichtigen und sabotierenden Auftreten der Opposition zur Auflösung des Parlamentes schreiten und auch darüber hinaus die Störungsmöglichkeiten seitens der Opposition droffeln wird.

Es kann unter diesen Umständen bis jetzt nur der Eindruck gewonnen werden, daß die gut überwundene Krise sowohl auf Seiten der Regierung wie im Lande allgemein die Erkenntnis von der lebenswichtigen Notwendigkeit einer starken innerpolitischen Konsequenz nach den Gesichtspunkten des außenpolitisch bereits fruchtbar gewordenen Ordnungsprinzips vertieft hat. Wie weit im einzelnen die Reform des innerpolitischen Lebens in Ungarn gehen wird, ist zur Zeit noch ebensowenig zu sagen wie man etwa konkrete Mutmaßungen über eine Revision der Beziehungen Ungarns zum Völkerbunde äußern kann. Es wäre jedoch falsch anzunehmen, daß deutscherseits ein derartig ins einzelne gehendes Interesse an der politischen Entwicklung Ungarns bestände. Die deutsche Anteilnahme geht nach wie vor nicht über das Maß der allgemein geübten Beobachtung des politischen Geschehens hinaus und hat höchstens insofern eine Prägnanz erfahren, als Ungarn nach seinem Beitritt zur Front der Antikominternstaaten naturgemäß in engeren

Bindungen zu diesen steht als andere Nationen.

Im übrigen aber ist, das sei nochmals betont, die Einstellung der ungarischen Regierung zur deutschen Volksgruppe für die Atmosphäre stets von ausschlaggebender Bedeutung. Die Deutschen in Ungarn sind eine seit Jahrhunderten verdienstvoll mit dem Leben und der Entwicklung des ganzen Landes verknüpfte Volksgruppe, die als staatstragende und kulturfördernde Kraft unbestreitbare Lebensrechte zu beanspruchen hat. Die bisherige Zwiespältigkeit und Unklarheit der Regierung gegenüber dieser schwerwiegenden Frage kann unmöglich beibehalten werden. Nachdem ungarischerseits der Wunsch nach einer aufrichtigen und dauerhaften Freundschaft mit dem deutschen Reiche betont worden ist und die neue ungarische Regierung ihren Willen zu einer straffen Beherrschung und Neugestaltung der innerpolitischen Verhältnisse bekundet hat, ist es notwendig, daß eindeutige und bindende Erklärungen abgegeben werden, die der deutschen Volksgruppe die Aussicht auf die erforderliche Besserung ihrer Lage zu geben vermögen und die die Verwirklichung normaler Verhältnisse auch tatsächlich unmittelfach nach sich ziehen. Das Deutschtum in Ungarn ist gerade in der letzten Zeit mehr und mehr einer nahezu hemmungslosen Hege seitens derselben oppositionellen Kreise aus-

gesetzt, die vor kurzem den Sturz der Regierung Imredy verursacht haben. Die neue Regierung hätte hier eine Möglichkeit, die von der Opposition betriebene Sabotage an ihrer Politik mit starker Hand unschädlich zu machen. Bislang ist jedoch nicht das geringste Anzeichen einer derartigen Haltung spürbar. Vielmehr hat die Hege der jüdisch-liberalen und chauvinistischen Oppositionscliquen bereits dazu geführt, daß Deutsche auf dem Wege zu ihren Volkstumsabenden angegriffen und mit Steinen beworfen wurden und daß deutsche Kulturveranstaltungen in Teilen Ungarns unmöglich werden. Man gewinnt deutscherseits den Eindruck, als versuche die Opposition nach ihrer im Zusammenhang mit dem Regierungswechsel erlittenen Niederlage, nunmehr auf eine andere Weise dem Regime zu schaden, indem sie durch eine planvolle Hege gegen die deutsche Volksgruppe eine Belastung des deutsch-ungarischen Verhältnisses herbeizuführen sucht. Man muß hoffen, daß Ungarns Regierung nun bald einmal die nötige innere Entschlossenheit aufbringt, um den Schutz der 700 000 in Ungarn lebenden Deutschen vor den unerträglichen Verfolgungen durch die jüdisch-kerikalen Hege zu garantieren und dadurch schließlich auch sich selbst vor schwerwiegenden Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern.

Die zwischenstaatlichen Spannungen wegen bedrängter Volksgruppen sind meist noch verborgen hinter zeitweiliger Preisgabe des natürlichen Interesses vieler Völker für die Volksgruppen gleicher Kultur und Sprache jenseits ihrer Grenzen. Infolge Versagens des Völkerbundes muß und wird die Interventionspolitik wieder aufleben in dem Maße, wie die Minderheitenschutzverträge ihre Geltung verlieren. Es werden dann je nach der Konjunktur furchtbare Rechnungen wegen Benachteiligung der Volksgruppen präsentiert werden; die Eintragungen in das Debetkonto der Nachbarstaaten erfolgen schon seit über zehn Jahren. Aus diesem Grunde ist es keine Übertreibung, die Mißachtung der Nationalitätenrechte psychologisch und realpolitisch als eine große Bedrohung des Friedens in Europa, zumal in bestimmten Gefahrenzonen zu bezeichnen. Es könnte sich zeigen, daß die Verweigerung des Lebensrechtes der Volksgruppen zu ebenso großen Erschütterungen führen kann, wie die Nichtbeachtung fremdstaatlicher Souveränität.

(Aus einer Denkschrift des Europäischen Nationalitätenkongresses in London 1937.)

Das Baltendeutschtum als Störenfried?

Merkwürdige Unterstellungen des lettischen Regierungsblattes - Unsicherheit der Orientierung - Lebenswillige Volksgruppe

Die äußere Politik Lettlands stand seit Beginn dieses Jahres wie bisher im Zeichen einer außerordentlichen Unsicherheit. Mit einer gewissen Spannung wurde die Außenministerkonferenz der Baltischen Staaten in Kauen vom 1.—3. Februar d. J. erwartet, wobei es nachgerade ein offenes Geheimnis ist, daß die Baltische Entente, zumal seit den Ereignissen des Jahres 1938 zu einem immer äußerlicher zusammengeschlossenen „Bündnis ohne Verbündete“ geworden ist, wie eine estnische Formulierung lautete. Tatsächlich erbrachte dann die Konferenz als Ergebnis eine amtliche Verlautbarung, welche den gemeinsamen Willen zur Zusammenarbeit auch für die Zukunft unterstrich. Immerhin sah sich der lettische Außenminister Munters genötigt, im Anschluß an die Konferenz eine scharfe Polemik gegen alle die Stimmen zu führen, die gemeint hätten, in Kauen sei ein brüchiges Gebilde geleimt worden. „Es sei nichts zu leimen gewesen“, so erklärte der Außenminister, „weil nichts gebrochen war“.

Wir müssen aus den Erklärungen des Herrn Munters jedenfalls entnehmen, daß der Glaube an die Festigkeit des Baltischen Staatenbundes doch recht weitgehend auch in den Randstaaten unterhöht ist und seine Ausführungen werden den Eindruck jener zutage getretenen inneren Ruhelosigkeit einer angeblich gemeinsamen baltischen Außenpolitik bestätigen.

Estland sucht heute nicht nur in seiner Wirtschaftspolitik sehr nachdrücklich eine Anlehnung an den nördlichen finnischen Nachbarn (man denke an die seinerzeitige Preisgabe der sogenannten „Baltischen Wirtschaftsklausel“) und auch Litauen beginnt gerade hinsichtlich eines Ausgleichs mit der benachbarten deutschen Großmacht eigene Wege zu gehen, so daß jedenfalls die jahrelang unbestrittene lettische Führung der baltischen Politik, die in den Händen des lettischen Außenministers lag, diesem heute entglitten ist.

Für die lettische Politik wird in allen offiziellen Verlautbarungen nach wie vor die Forderung der unbedingten Neutralität als

Leitgedanke vertreten, d. h. der guten Beziehungen nach allen Seiten. Wie weit sich hinter dieser Parole sehr erhebliche Schwankungen der politischen Hinneigung verbergen konnten, zeigte der Wiederhall der Sudetendeutschen Krise, wo die lettische politische Führung mit allem Nachdruck auf das falsche Pferd gesetzt hatte und das Münchener Ergebnis schließlich eine fühlbare Hofwirkung auslöste. Daß heute die Pflege guter Beziehungen mit großem Eifer betrieben wird, zeigten in der letzten Zeit mehrere grundsätzlich bedeutsame Aufsätze der halbamtlichen „Brīva Zeme“, und zwar zum Tode des Papstes Pius XI., sowie hinsichtlich der Regelung der deutsch-lettischen Beziehungen.

„Der in Gottes Frieden eingegangene Papst“, so bezeugte das lettische Regierungsblatt, „ist als größte moralische Persönlichkeit der heutigen Epoche anzusehen“. . . . Er war unfehlbar, nicht nur deshalb, weil Er (so geschrieben!) am besten Gottes Wege und Gedanken verstand, sondern auch deshalb, weil der große Schatz von Erfahrungen, den der Vatikan von Anbeginn besitzt, Papst Pius XI. die Möglichkeit gab, unfehlbar über die Dinge der Gegenwart und Zukunft zu urteilen.“

Wenn dieser Nachruf fraglos geeignet war, für das kleine protestantische Lettenvolk das herzlichste Wohlwollen der Römischen Kirche zu erringen (das in Anbetracht des einflußreichen aber polnisch orientierten katholischen Klerus in Lettgallen nicht ohne Bedeutung ist), so ließ sich andererseits auch der Versuch feststellen, die nicht immer ganz ungetrübten Beziehungen zur benachbarten deutschen Großnation zu bereinigen. Im Anschluß an die große Führerrede erschien ein offiziöser Aufsatz, der ausdrücklich das volle Verständnis der Letten für die deutsche Kolonialforderung bekundete. Diese Geste blieb nicht die einzige. Nur wenige Tage nach dem Bückling vor Rom brachte das lettische Regierungsblatt einen Aufsatz über die deutsch-lettischen Beziehungen, welche, wie betont wurde, alle Voraussetzungen in sich trügen, sich aufs Beste zu entwickeln. Vor allen Din-

gen empfehle sich das lettische Volk dadurch besonders, daß es keineswegs wie die westlichen Demokratien ideologische Vorbehalte gegen den Nationalsozialismus hege, vielmehr eine eigene staatliche Ideologie habe, welche dem Nationalsozialismus viel Verständnis entgegenbringe. Auch sonst komme die unbedingte Neutralitätspolitik dem deutschen Interesse entgegen.

Was die Frage der Baltendeutschen angehe, so erkenne man das Interesse des Reiches an ihrem Wohlergehen an. Dieses sei nach der notwendigen Einbuße einiger Privilegien und Vorzüge im Anschluß an die Staatsgründung anerkannt gut. Die Deutschen hätten sich nicht beklagen können. Allerdings müsse der Lette sich dagegen verwahren, daß über kulturelle Beziehungen hinaus die Weltanschauung des Nationalsozialismus im Lettland-Deutschtum Wurzeln schlage: es gebe in Lettland nur einen Nationalsozialismus — den lettischen. Dieses müsse klar gesagt werden, ebenso wie zu warnen sei vor der Bestrebung bestimmter baltendeutscher Kreise, die Beziehungen zwischen Lettland und dem Reich durch Verbreitung schädlicher Nachrichten über die Behandlung des Deutschtums zu trüben. Der Anspruch des lettländischen Deutschen auf eine Mittlerrolle zwischen dem deutschen und dem lettischen Volk sei rundweg abzulehnen.

Der Aufsatz spiegelt eine gewisse Bedrücktheit über die rechtmäßige Zensur wieder, welche das lettische Staatswesen an der deutschen Öffentlichkeit genießt. Ein Entgegenkommen bedeutet fraglos die Anerkennung des Interesses, welches das Reich am Ergehen der Volksdeutschen erklärt hat. Der Satz vom Nationalsozialismus, der keine Exportware sei, wird von den Letten auf die deutschen Staatsbürger beschränkt — eine Frage, für die die lettische Zeitung wohl nicht ganz zuständig ist. Reichlich ungeschickt in diesem Anbiederungsartikel ist dabei die vorgenommene Gleichstellung mit dem Kommunismus: „Selbstverständlich kann jeder Bürger des Deutschen Reiches, der sich im Auslande befindet, Nationalsozialist sein, ebenso wie jeder Bürger der Sowjetunion Kommunist sein kann.“ Derartige Taftblüten werden das angestrebte Ziel zu erreichen kaum erleichtern, ebenso wie gleichzeitige Krachfüße nach zwei so verschiedenen Seiten eigentümlich wirken mußten. In der reichsdeutschen Öffentlichkeit stieß der Versuch des lettischen

Offiziosus nicht auf das erhoffte Wohlwollen. Die souveräne Unwahrhaftigkeit, mit der die planmäßige Bedrückung des lettländischen Deutschtums abgeleugnet wurde, verstimmt genau so, wie die angemessene Bestimmung über die Zulässigkeit der deutschen Weltanschauung außerhalb der Reichsgrenzen (vergl. „Preuß. Zeitung“, „Börsezeitung“ v. 15. 2.). Schließlich ist zu bemerken, daß die geplante Denunziation der Volksgruppe als angeblicher Störenfried der „sonst“ guten gegenseitigen Beziehungen deutscherseits um so weniger Verständnis findet, als es ein nur zu oft geübter Trick ist, auf den freilich manche reichsdeutsche Kreise des In- und Auslandes noch immer hineinzufallen pflegen.

+

Auf innerpolitischem Gebiet zeigt sich auch weiterhin der Zug einer immer stärker angestrebten Verstaatlichung des Wirtschaftslebens. Eine Neugründung stellen hier die staatlich geförderten sogenannten Interessenverbände bestimmter Industrien dar, die diese einer sehr eingehenden Kontrolle unterwerfen.

In die gleiche Richtung gehört auch der erbitterte Konkurrenzkampf, den die Regierung durch ihr Morgenblatt „Rīts“ der Monopolstellung der großen (übrigens ebenfalls ausgesprochen deutschfeindlichen) lettischen Zeitung „Jaunākās Ziņas“ angesagt hat — ein Konkurrenzkampf, der zunächst fraglos sehr große zusätzliche Summen durch die üppige Ausgestaltung des „Rīts“ verschlingt.

Ein immer unbehaglicherer Faktor bedeutete für das lettische Denken das Vorhandensein der deutschen Volksgruppe. Hier ist wiederum an den schon oben zitierten Aufsatz der „Brīva Zeme“ zu erinnern, der von der Volksgruppe her dahin verstanden wurde, daß lettischerseits eine klare Abgrenzung völkischer politischer Ansprüche des Staates der Volksgruppe und des Reichsinteresses angestrebt wird. Die Art der Lösung, die den Letten dabei vorschwebt, will freilich nicht in das Jahr 1939 passen: Anerkennung eines Anspruchs auf Sprache und Kultur — aber unter Ausschluß der Freiheit der Weltanschauung, und zwar ohne irgendwelche Garantien. Zugegeben wird lettischerseits, daß die Gründung des Staates dem Deutschtum schmerzliche Opfer abgerungen habe; ge-

leugnet die Tatsache, daß er alle 20 Jahre seines Bestehens dem Deutschtum weiterhin Druck und Verfolgung auferlegte. Der Probekolon wird in erster Linie die Wirkung haben, daß der Eindruck der auffallenden Unsicherheit, die heute die lettische Politik in jeder Hinsicht kennzeichnet, verstärkt wird.

Während auf der einen Seite lettischerseits eine Aussprache mit dem Deutschtum angestrebt wird, hat auf der anderen Seite der völkische Druck nicht nachgelassen, ist im Gegenteil ausgesprochen angewachsen. Besondere Erbitterung löste die Forderung aus, sämtliche Apotheken im Lande mit neuen Konzessionen zu versehen, wobei die Gesuche fast allen Deutschen abgeschlagen werden und zwar vielfach überhaupt ohne Begründung. Anzumerken ist, daß gerade außerhalb Rigas der ländliche Apothekerstand besonders stark noch heute von Deutschen durchsetzt ist. Seit Beginn des Januar ist nach längerer Ruhezeit auch die Polizei vielfach mit neuen Schikanen gegen Deutsche vorgegangen (gewaltsame Auflösung eines Balles, von Lagern usw.). Hierhin gehören auch die Schwierigkeiten, die planmäßig auf den Standesämtern bei der Eintragung von Ehen und neugeborenen Kindern gemacht werden, sofern auch nur der geringste Verdacht besteht, daß ein Vorelternteil jemals einen lettischen Namen getragen hat. Endlich ist der deutschen Zentralorganisation, der „Deutschbaltischen Volksgemeinschaft in Lettland“ noch nicht gelungen, ihre gesetzlich vorgeschriebene Neuregistrierung zu erreichen.

Trotz des neuerlich wieder stark angezogenen lettischen Druckes ist die Stimmung

der Volksgruppe nach wie vor bemerkenswert optimistisch. Eine große Rolle spielten natürlich die Ereignisse des großdeutschen Jahres 1938, dessen psychologische Nachwirkung außerordentlich stark war. Aus dem innerdeutschen Leben ist die sehr erfolgreiche Veranstaltung eines großen Jugendmusikfestes zu Anfang Januar zu berichten, die einen Einblick gab in die breite Kulturarbeit, die mit großem Erfolg von der deutschen Jungen- und Mädchenschaft neben ihrem eigentlichen Dienstbetrieb geleistet wird. In dieser, sowohl hinsichtlich der Breitenwirkung wie auch der inneren Straffheit außerordentlich gut arbeitenden deutschen Jugendarbeit ist eine starke Kraftquelle des völkischen Lebenswillens zu sehen, und die behördlicherseits nach langem Zögern zugestandene Bestätigung des „Verbandes deutscher Jugend in Lettland“ (der zentralen Arbeitsstelle der deutschen Jugend) wurde innerhalb der ganzen Volksgruppe als Erfolg begrüßt.

Die Vorbereiten zu einer großen biologischen Ausstellung, die die Volksgruppe für Mitte März in Riga plant, zeigten endlich eine Tatsache auf, die wohl in erster Linie geeignet ist, einen gesunden Optimismus zu entfachen, nämlich das erstmalige Ansteigen der deutschen Geburtenzahl seit Beginn des Niederganges am Ende des vorigen Jahrhunderts. Ist auch damit allerdings erst der Stand von 1928 erreicht, so ist die Aufwärtstendenz doch jedenfalls mehr als zufällig. Das Lettland-Deutschtum hat den Willen zum Leben wieder und der allein ist schließlich für deutsche Menschen entscheidend.

Niemals ist das deutsche Volkswandern ein leichtes Hin und Her gewesen, niemals auch ist es allein auf den Pfaden des Brotsuchens geschehen, nein, nein! Das Volkswandern ist zugleich ein großer Glaubensweg der Seelen gewesen, vielleicht eine manchmal übereilte Glücksfahrt der Sehnsüchte, aber meist doch eine Wanderschaft einzelner und ganzer Gruppen im unausgesprochenen Auftrag des gesamten Volkes, dessen Heimat je und je zu klein war, ein Wandern mit dem starken Willen, sich selbst und dem gesamten Volke zur alten Heimat eine neue zu richten. Aus dem Schoß dann fremder Erden haben die Auswanderer mit eigener Hand den Schatz einer urweltlichen Schenkung an den Menschen, Heimat genannt, gehoben — und wer einen Schatz hebt, hat der nicht ein Unrecht, ja ein Vorrecht auf diesen Schatz Heimat?

Georg Löbjaß

Aus: „Einjam kämpft das Wolgaland“.

Der Osten als Diskussionssthema in der skandinavischen Presse

Stimmen aus Schweden, Norwegen, Dänemark und Finnland
Ukrainerfrage im Vordergrund

Mit Beginn dieses Jahres hat sich die skandinavische Presse mit auffälligem Eifer der osteuropäischen Probleme angenommen. Das böse Erwachen, das man während der September-Krise im Norden erlebte und das wohl in erster Linie so böse ausfiel, weil die skandinavische Öffentlichkeit gar nicht oder vollkommen falsch über die Vorgänge in der Tschecho-Slowakei unterrichtet worden war, hat nun zu einem erstaunlichen Umschlag geführt. Weigerte man sich in diesem Falle bis zum letzten Augenblick die Möglichkeit einer Änderung der Verhältnisse zuzugeben, so ist man jetzt erheblich vorsichtiger geworden und läßt, was den Osten anbelangt, für die nächste Zukunft alle Möglichkeiten offen. In allem zeigt der Norden eine außerordentlich große Anteilnahme an den Geschehnissen Osteuropas, die anscheinend ständig im Steigen begriffen ist.

Unter den Diskussionssthemen steht die ukrainische Frage bei weitem im Vordergrund. Es wird das mögliche Schicksal der Karpato-Ukraine erörtert und sehr lebhaft bespricht man die Aussichten zur Schaffung einer Groß-Ukraine. Gleichzeitig werden in diesem Zusammenhang die Zukunftsaussichten Polens diskutiert.

In dem Streit um die Karpato-Ukraine ist von skandinavischer Seite zwar vorwiegend zugunsten von Polen und Ungarn Stellung genommen worden, man hat aber doch schließlich den beiden Staaten keine allzu großen Chancen zubilligen können. Nur wenige Blätter, darunter in erster Linie die Stockholmer Zeitung „Evenska Dagbladet“, glaubte noch eine Zeitlang für die beiden Staaten gewisse Möglichkeiten herauslesen zu können.

Es ist in diesem Zusammenhang von Interesse, wie in dem gleichen Blatt die Stellung Ungarns beurteilt wird. Am 26. November v. Jahres wurde hier ein mit der Überschrift „Ungarn und Deutschland“, ein längerer Aufsatz des auch im Reich bekannten schwedischen Publizisten Prof. Fredrik Böök veröffentlicht. Der Verfasser, der in

Büchern und Zeitungsaufsätzen der schwedischen Öffentlichkeit eine Reihe objektiver Darstellungen über das neue Deutschland gegeben hat, behandelt — im Gegensatz zu verschiedenen anderen skandinavischen Journalisten — das Problem leider nicht mit der wünschenswerten Wahrheitsliebe. So glaubt Prof. Böök nach einer Betrachtung über das Verhältnis zwischen Deutschland und Magyarentum in der Vergangenheit feststellen zu müssen:

„Die Ausweitung der deutschen Interessensphären betrachtet man in Ungarn als eine vollendete Tatsache. Daß die zukünftige Entwicklung auf eine deutsche Hegemonie hingeht, die sich über das Donaugebiet erstreckt und zwar über die frühere Monarchie und vielleicht noch ein Stück darüber hinaus, das betrachtete man als unumgänglich. Man hatte einen offenen Blick für die großen Vorteile wie auch für die Gefahren, aber man war positiv eingestellt, man war entschlossen zu versuchen, sich alles zum Besten auszuwirken. Die Bestrebungen, Ruthenien einzuverleiben, um eine gemeinsame Grenze mit Polen zu erreichen, standen natürlich im Zusammenhang mit einem gewissen Unsicherheitsgefühl — man wollte die Stütze eines freundschaftlich gesinnten polnischen Grenzmannes haben. Aber selbst diese Absicht trat in beherrschter und maßvoller Form hervor. Daß das entscheidende Wort in der ganzen Grenzfrage von Deutschland gesprochen werden mußte, war logisch und wurde von allen Ungarn mit vollkommener Loyalität anerkannt.

Am Sonntag, dem 16. Oktober, hatte ich ein Gespräch mit einem der hervorragendsten ungarischen Politiker und Parteiführer. Er sah mit Zuversicht der Lösung der Grenzfrage entgegen. Er war überzeugt, daß die Gebiete, in denen die Ungarn 1918 die Majorität ausmachten, zurückkommen werden. Aber er hatte auch die Auffassung, daß die Grenzziehung an und für sich nicht alle Probleme lösen würde. Die Slowakei und Ruthenien, strich er heraus, könnten nur auf-

blühen, wenn die alten wirtschaftlichen Verbindungen mit dem ungarischen Gebiet wiederhergestellt würden. Das sei etwas, was klar für jede wirtschaftsgeographische Betrachtung daliegt. Der Frieden von Trianon und der tschechische Chauvinismus hätten die Pulsadern und die Wirtschaftswege durchschnitten. Ich bemerkte, daß ebenso Deutschland nun dabei sei, den Grenzstreit beizulegen und Deutschland gleichzeitig auch als eine vermittelnde Instanz geschickt worden wäre, die nationalen Interessen abzuwägen und zum besten aller eine sachliche Ordnung zu schaffen. Der ungarische Politiker nahm augenblicklich den Gedankengang auf, ja bestätigte er, nichts kann gegen Deutschland oder ohne Deutschland getan werden. —

Aber all das war im Oktober. Seitdem haben wir den 10. November erlebt und obwohl ich Gelegenheit hatte, nach diesem Zeitpunkt den Gedankenaustausch mit ungarischen Freunden und Bekannten fortzusetzen, wird es klar, daß sich vieles nun in einem ganz anderen Licht zeigt. Der schwarze Unglückstag hat auf der ganzen Welt weit mehr in Trümmern gelegt, als Fensterscheiben und Läden am Kurfürstendamm.

Wie die Ungarn darauf reagiert haben, ist leicht zu verstehen. Selbst wenn sie sich nicht öffentlich in voller Freiheit darüber aussprechen. Mit Verzweiflung haben sie gesehen, daß die moralische Isolierung, die nun Deutschland umgibt, nun alles Streben nach Verstehen und Versöhnung erschwert, ja den Konflikt schärft und die feindlichen Stimmungen weiter erhöht, die im weiteren Verlaufe zu einem neuen Weltkrieg führen können. Mit Angst blickt man auf das, was kommen soll.

Selbst die Ungarn, die aus vollem Herzen den Gedanken an eine außenpolitische Zusammenarbeit mit dem großen deutschen Volk und seinem Führer angenommen haben, müssen nun gelähmt und zweifelnd dastehen. Die ernsthafte Stimmung, die ihren Dämpfer auf die Siegersfreude Ungarns im Oktober gelegt hat, hat sich verdunkelt. Ein düsterer Herbst ist über Europa und die Welt hereingebrochen.“

Eine derartige bedauerliche Verquickung von scheinbarer Objektivität und unsachlicher, zuweilen sogar bewußt falscher Darstellungsweise ist zum Glück in der skandinavischen Presse sonst schon seltener geworden als vor

einigen Monaten. Häufig spricht aus den Diskussionen das wirkliche Interesse an der weiteren Entwicklung der Verhältnisse im östlichen Raum. So kommt Victor Mogens in seiner „Aftenrikskrønike“ (Oslo) vom 10. Dezember 1938 in einem Aufsatz „Die neue Tschecho-Slowakei und die ukrainische Frage“, in dem er sich eingehend mit der Geschichte der Karpato-Ukrainer befaßt, zu dem Schluß: „Aus diesem kurzen Überblick über die tausend Blätter der Geschichte wird man vielleicht den Eindruck der tiefen Bedeutung des Problems erhalten, das gerade in diesen Tagen aus der Verborgenheit wieder heraustritt und in kommenden Tagen seine Lösung fordern wird. Man wird auch verstehen, wie natürlich es ist, daß gerade diese ukrainische Frage Polen und Rußland trotz aller ideologischen Gegensätze vereinigen kann. Sie haben beide ihre großen ukrainischen Minderheiten, die sie unterdrücken und sie haben hier einen gemeinsamen Gegner: Deutschland. Wenn dieses Land nun im Ernst eine Politik zu führen beginnt, die sich als Ziel die Schaffung einer freien Ukraine stellt, so ist es so glücklich gestellt, daß es für das schöne Prinzip der Freiheit und der Selbständigkeit der Völker eintreten kann. Niemand ist blind gegenüber den großen Vorteilen, die eine Ukraine, die Deutschland ihre Selbständigkeit verdankt, diesem Lande geben kann und welche ernsthafte Schwächung von Rußland die Abtrennung der Ukrainer sein würde. Eins ist sicher, der Kampf um die Ukraine ist nicht beendet, wie der französische Schriftsteller Roder Tisserand in seinem Buch über die Ukraine sagt: „La lutte ne se terminait pas, elle durera jusqu'au jour où l'Ukraine sera indépendante et libre.“ — der Kampf wird nicht aufhören, er wird bis zu dem Tage dauern, an dem die Ukraine selbständig und frei ist.“

Die schwedische Zeitung „Stockholms Tidning“ schreibt in einem Leitartikel: „Es ist wohl das Beste, zu allererst festzustellen, daß es eine ukrainische Frage gibt. Als eine Art offizielle Proklamation dieser Tatsache darf man wohl die Eingabe bezeichnen, die ukrainische Abgeordnete im polnischen Sejm über die Errichtung einer autonomen Republik innerhalb des Rahmens des polnischen Staates für die etwa 5,5 Millionen zählenden Ukrainer vorlegten. Der Vorschlag hat keine Aussichten auf dem

Wege der Gesetzgebung durchgeführt zu werden, aber er ist wohl mehr ein erster Versuch. Polen hat in seiner großen ukrainischen Bevölkerung eine Minderheit, die unter gegebenen Verhältnissen genau so gefährlich werden kann, wie die Deutschen es für die Tschecho-Slowakei wurden. Eben gegenüber dieser Gefahr haben Polen und die Sowjetunion die Streitart begraben und symbolisch den schon vorher existierenden Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Ländern bestätigt. — Aber die Frage ist, ob es sich lohnt zu versuchen, durch ein Bündnis mit fremden Mächten die Nationalitätenbewegungen zu verhindern, vor allem wenn die Bewegungen um die es geht, bei einem mächtigen Nachbarstaat, Unterstützung finden. Das Unglück der Tschecho-Slowakei ist kein besonders aufmunterndes Beispiel zur Nachahmung einer solchen Politik.

Das Warschauer Parlament wird nichts von einer ukrainischen Forderung nach einer Stellung wissen wollen, die der entspricht, welche die Slowaken und Karpato-Ukrainer erhalten haben. Aber es heißt, daß die Regierung gewillt ist, den ukrainischen Wünschen in einem geringeren Umfange nachzukommen, soweit sie das sprachliche und kulturelle Gebiet betreffen. Wird es mit diesem Entgegenkommen genug sein, das etwas zu spät zu kommen scheint und vielleicht noch länger auf sich hätte warten lassen, wenn die Septemberkrise nicht diesen Ausgang gehabt hätte? Unter allen Umständen kann Europa einiges aus diesen Gebieten erwarten, wo Deutschtum und Slaventum aneinandergrenzen.“

Gerade diese Stockholmer Zeitung hat sich immer wieder eingehend mit der ganzen Frage beschäftigt. Sie hat sogar durch ihren Korrespondenten eine Unterredung mit dem ukrainischen General Pawel Skoropadski gehabt. In der Unterredung erklärte der General, er könne sich vorstellen, daß die Karpato-Ukraine sehr wohl ein geistiges Zentrum für den großukrainischen Einheits- und Freiheitsgedanken werden könne. Dieser Gedanke gewinne nun immer mehr an Boden. Daß Deutschland ein gewisses Interesse an einer selbständigen Ukraine habe, sei etwas, was die Ukrainer nur schätzen könnten. Daß der panslawische Gedanke irgendeine Kraft habe, sei zu bezweifeln. „Dagegen ist der Volksgedanke“, so stellte er

fest, „auf einem schnellen Vormarsch begriffen, und es dürfte nicht viel fehlen, bis alle 45 Millionen Ukrainer, von denen 43 Millionen ein geschlossenes Volksgebiet bilden, sich erheben, um die geplante Groß-Ukraine zu verwirklichen.“ Dann gibt der ukrainische General der schwedischen Leserschaft einen Überblick über die Lage der ukrainischen Volksgruppen in den einzelnen Ländern: „Daß die Organisation in Polen stark ist, weiß man. In ganz Polen kommen 40 ukrainische Zeitungen heraus, davon 22 allein in Lemberg, das das Zentrum der ukrainischen Bewegung in Polen ist. In Rumänien hat man auch eine starke Bewegung. Die Situation ist indessen etwas merkwürdig: Rumänien würde nichts gegen eine selbständige Ukraine als Nachbarn haben, vorausgesetzt jedoch, daß sie ihre eigene ukrainische Minderheit nicht berührt. Und die sowjetrussische Ukraine? „Vertrauen Sie darauf,“ sagt der Hetmann Skoropadski, „daß wir in der Ukraine wohlorganisiert sind. Aber wir haben auch große Opfer. Allzu oft verschwinden unsere Männer dort in der Ukraine, ohne daß man jemals etwas von ihrem Schicksal hört.“ Der Hetmann erklärt in diesem Zusammenhang eine äußerst raffinierte Methode, die von der sowjetrussischen Polizei angewandt wird, um politische Gegner in großer Anzahl zu fangen. Man muß, sagt Skoropadski, vorsichtig sein, wenn man von Aufständen in der Ukraine sprechen hört. Das braucht absolut nicht zu bedeuten, daß die Erde der Ukraine unter den Füßen der Sowjetherrscher zu schwanken beginnt. In den allermeisten Fällen sind diese Aufstände ganz einfach von den Sowjetbehörden selbst provoziert. Diese provozierten Aufstände schaden uns natürlich viel, aber sie spielen sich an der Peripherie unserer richtigen Organisationsarbeit ab. Unsere wirklichen Leute dort lassen sich nicht provozieren und der Organisation kommt die GPU. nicht so leicht auf die Spur. Unsere Kraft auf nutzlose Scharmützel mit der GPU. zu verzetteln, kommt für uns nicht in Frage. Nein, das einzige, was wir tun, ist uns vorzubereiten und eine fertig gerüstete Organisation zu besitzen, um zuzuschlagen, wenn eines Tages die große Gelegenheit kommt. Und — sie kommt!

Weitere objektive Aufsätze über die Frage erschienen von R o l f P a l m é n in der finnisch-schwedischen Wochenschrift „E v e n s k

Botten“, der für die Ukrainer in Polen für die nächste Zeit die Erlangung einer gewissen Selbstverwaltung als nicht unmöglich ansieht.

Einige Blätter bemühen sich in ihrer Berichterstattung die Bewegungen, die gegen eine deutsche Unterstützung gerichtet sind, unter den Ukrainern festzustellen, so die schwedische Zeitung „Evenska Dagbladet“: „Meinungsverschiedenheiten herrschen unter den Ukrainern wegen der Taktik die angewandt werden soll. Die meisten Führer der U.N.D., der größten ukrainischen Partei und besonders die Mitglieder des Sejm, sind mehr geneigt auf einen Kompromiß einzugehen, während andere darauf hinarbeiten, praktischere Methoden anzuwenden. Ein wachsende Stimmung wünscht auch die Bildung einer ukrainischen Einheitsfront, die aus allen Parteien besteht, und die Schaffung eines ukrainischen Nationalrats. Verschiedene Meinungen herrschen weiter über die Haltung, die man Deutschland gegenüber einnehmen soll. Der überwiegende Teil der Ukrainer hofft auf Hilfe von Deutschland, aber einige der Führer der U.N.D. warnen davor. Sie ziehen ein Kompromiß mit den Polen vor, nachdem Ukrainer und Polen gemeinsam stark genug sein würden, sowohl den Deutschen wie den Russen zu widerstehen. Die nächsten Monate werden zeigen, welche von diesen Strömungen die Überhand behält. Sehr viel hängt davon ab, wie entgegenkommend sich die Polen zeigen werden. Bis auf weiteres hat die kompromißfreundliche Partei die Überhand. Ihrem Führer Mudryj gelang es trotz heftigen Widerstandes, vom Kongresse den Auftrag zu erhalten, noch einmal einen Versuch zu machen, um mit den Polen ins Klare zu kommen.

Sehr interessant ist ein Aufsatz in der Kopenhagener Zeitung „Politiken“, in dem ein paar Tage vor Beck's Besuch in Berchtesgaden aufschlußreiche Fragen, die Polen beschäftigten, zusammengefaßt worden sind. Nach Ansicht des Blattes hat Polen durch den Besuch die endgültige Wahl zwischen Berlin und Moskau getroffen.

„Da sich Polen nach dem Machtspruch von Wien genötigt sah, von der alten polnischen Auffassung abzuweichen, daß Polen seine nationale Existenz nur als ein Groß-Polen sichern kann und da es für den polnischen

Politiker mit Hinblick auf die zukünftigen Eventualitäten ziemlich unmöglich war, einen klaren Kurs zwischen der Sowjetunion und Deutschland zu halten, tut Oberst Beck das einzig Mögliche, nach dem Oberjalsberg zu reisen und von Moskau abzuschwören, um sich als Gegenlohn Hitlers Garantie gegen eine vierte Teilung Polens auszubitten.

Oberst Beck kommt als der verantwortliche außenpolitische Repräsentant einer Macht nach dem Oberjalsberg, die nach den Erkenntnissen in Wien nicht so mächtig ist, wie sie es vor Wien hoffte zu werden; — um schon gar nicht von München zu sprechen, das Polen in eine alles andere als rosenrote Situation brachte. Die Kombination Warschau—Moskau wird damit als ein verzweifelter Notruf bezeichnet, nachdem der deutsch-italienische Machtspruch in Wien die Slowakei und Ruthenien als eine Barriere gegen alle polnischen Expansionsbestrebungen aufrichtete, besonders nach dem Schwarzen Meer hin, und nachdem Litauen gezwungen ist, sich so stark nach Deutschland hin zu orientieren. Polens Expansionslust nach Norden und Süden ist durch den Vormarsch Großdeutschlands gehemmt worden und außerdem hat die auf dem ethnographischen Prinzip gegründete Neuordnung in Europa weiterhin ein großes Problem ins Rollen gebracht, das unter gewissen Umständen den ganzen polnischen Staat ins Schwanken bringen kann. Nach der Tschecho-Slowakei ist Polen nun Minoritätsstaat „par excellence“ und vom Prinzip der Selbstbestimmung hat Polen alles zu fürchten. In Polen leben über 6 Millionen Ukrainer, die schon unter dem Eindruck der neuen Entwicklung des kleinen Rutheniens Autonomie verlangt haben.

Die drei Millionen Juden in Polen dürften ein gleich großes Problem wie bei Deutschland werden. 1½ Millionen Weißrussen bedeuten auch ein Problem im Verhältnis zur Sowjetunion und das größte Problem sind, last not least, die eine Million Deutscher, die teils im Korridor, teils in mehr oder weniger abgeschlossenen Kolonisationsgebieten im Lande leben. Im Schatten des deutsch-polnischen Zehnjahrespaktes treibt Polen mit allen Mitteln eine energische Polonisierung unter der deutschen Minderheit und in Deutschland stellt man fest, daß das „System Grazynski“ die Mißstimmung in helle Flam-

men ausschlagen lassen kann, sobald es die Außenpolitik zuläßt.

Eine noch ungelöste Frage ist Danzig und die Frage der von Deutschland ausgewiesenen polnischen Juden, von denen 20 Prozent nicht über die Grenze gekommen sind. Hierüber verhandelt in diesen Tagen eine polnische Regierungskommission, hauptsächlich um zu versuchen, so viel wie möglich vom Eigentum und Vermögen dieser staatenlosen Juden zu retten.

Daß Beck Hitler nicht ausschließlich sucht, um über die Ausweisungssaktion und den Handel durch den Korridor zu sprechen, davon ist man ziemlich überzeugt. Dagegen behauptet man, daß Beck anbieten wird, Polen in die neue osteuropäische Konstellation unter der Leitung der Achsenmächte einzuordnen und Hitler wird seine Bedingungen dafür stellen. Man teilt uns so mit, daß nach der Einverleibung der Oesterreicher und Sudetendeutschen in das Reich die Stellung der deutschen Minderheit in Polen höchst aktuell geworden sei. Hitler wird ganz einfach verlangen, daß das System Grazyński liquidiert wird und daß den Deutschen in Polen die gleichen Rechte wie den Deutschen in der Tschechei, der Slowakei, in Ruthenien und Ungarn zugesichert werden.

In einem Punkt hat man Aussicht, sich im Prinzip einig zu werden: In der Judenfrage als solche, die nun gleich brennend für Polen wie für Deutschland wird. Im übrigen existiert zwischen Deutschland und Polen

eine Menge Sprengstoff, der leicht zur Explosion gebracht werden kann, wenn die beiden Staaten nicht zu einer Einigung gelangen. Innerhalb der hiesigen fremden Diplomatie beneidet man Beck nicht um seine Rolle, denn man überlegt, daß er, praktisch gesprochen, mit einer 80prozentigen Opposition in seinem Lande rechnen muß. Einer Opposition, die sich gleich stark einer Verbindung mit Sowjetrußland widersetzt, wie sie in ideologischer und politischer Hinsicht dem Dritten Reich und Großdeutschland gegenüber eine höchst problematische Stellung einnimmt. Doch meint man hier, daß die einzige mögliche Politik, die der polnischen Außenminister Beck führen kann, ist, seine bisherige vom deutsch-polnischen Zehnjahresplan bestimmte Politik fortzusetzen — auch mit Hinblick auf Deutschlands Vormarsch in Ost-europa.“ —

Aus allen diesen Pressestimmen, die aus einer Zeit vor wenigen Wochen stammen, ist zu ersehen, wie stark sich die Länder des Nordens für die Probleme des Ostens interessieren. In verschiedenen Dingen herrscht noch keine Klarheit. Allzu oft sieht man im deutschen Interesse für die außereuropäischen Fragen schon den deutschen Wunsch nach Expansion. Trotzdem aber läßt sich feststellen, daß die Einsicht bereits ein gutes Stück vorwärts gekommen ist und daß man in gewissen Kreisen schon mehr Verständnis dafür findet, daß der Osten für Deutschland eine Schicksalsfrage bedeutet.

Du mußt wissen, Daß

. . . nach der Heimführung von 10 Millionen Deutschen der Ostmark und des Sudetenlandes nahezu Zweidrittel des europäischen Auslandsdeutschtums Reichsbürger und Reichsbewohner geworden sind. Damit sind die Deutschen in Polen die größte auslandsdeutsche Volksgruppe in Europa geworden.

+

. . . die Zahl der Deutschen in Polen 1 265 000 Seelen beträgt. Diese verteilen sich auf die einzelnen Gebiete wie folgt: Westpreußen und Posen 350 000, Ostoberschlesien 320 000, Kongresspolen, Wolhynien, Galizien und Polnisch-Schlesien 595 000.

+

. . . die in Europa lebenden deutschen Volksgruppen im Auslande insgesamt 5 758 000 Menschen umfassen. Ihre Verteilung ergibt sich aus folgender Aufstellung:

Danzig	380 000
Memelland	100 000
Baltische Staaten (Estland, Lettland, Litauen)	150 000
Polen:	
Westpreußen, Posen	350 000
Ostoberschlesien	320 000
Kongresspolen, Wolhynien, Galizien, Polnisch-Schlesien	595 000
Sowjetunion:	
Wolgadeutschtum	450 000
Schwarzmeerdeutschtum	350 000

Wolhynien	120 000
Kaukasus	70 000
Sonstige	195 000
Rumänien (Siebenbürgen, Rumänisches Banat, Satmar, Bukowina, Bessarabien, Dobrudscha)	850 000
Ungarn	600 000
Jugoslawien (Untersteiermark und Südkärnten, Slowenien, Gottschee, Woimodina, Batscha, Südslaw. Banat)	750 000
Neue Tschechoslowakei (Prag, Streusiedlungen in Böhmen u. Mähren, Volkstuminseln in der Zips, Karpato-Ukraine, Preßburg, Deutsch-Proben-Kremnitz, Iglau)	400 000
Nordschleswig	78 000
Insgesamt	5 758 000

+

In dieser Aufstellung sind die Reichsdeutschen im Auslande nicht mitgezählt. Da in Europa mehr als 200 000 Auslandsdeutsche mit reichsdeutscher Staatsangehörigkeit leben dürften, kann man das gesamte europäische Auslandsdeutschtum mit 6 Millionen Seelen beziffern.

Du mußt also wissen, daß demnach fast die ganze Zahl dieses Volkstums, wenn man von Nordschleswig und Eupen-Malmedy abzieht, im Osten lebt. Auslandsdeutsches Schicksal in Europa ist heute gleichbedeutend mit ostdeutschem Schicksal!

Schlacht- und Viehhof der Stadt Danzig

Erzeugung und Lieferung von hygienisch einwandfreiem
Kunsteis in jeder Menge

Exportschlachtenanlagen

für alle Schlachtiergattungen, verbunden mit neuzeitlichen
Kühl- und Gefrieranlagen

Eigener Bahn- und Wasseranschluß

TIEGENHÖFER ÖLMÜHLE ^{A.} _{G.}

Fabrikation von Ölen und Futtermitteln
Danzig, Langer Markt 19, Tel. 26427 / 24173
Betriebsabteilungen in Danzig, Neufahrwasser und Tiegenhof

Zur Beachtung!

Zur Beachtung!

Die Auslieferung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“

erfolgt

für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Danzig und Polen)

durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten“

Berlin W 8, Unter den Linden 47

Danziger Wirtschaftszeitung

Informationsorgan für alle Gebiete der ost-europäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe“ und „Danziger Juristenzeitung“. Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig
Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig



HABEN SEIT JAHRZEHNTEIN WELTRUF!

VERLANGEN SIE STETS AUSDRÜCKLICH

Dr. OETKER'S ERZEUGNISSE

Vertreter: Gerhard Neckritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236

**„Der Deutsche im Osten“, Heft 1–12, enthielt
u. a. folgende Beiträge:**

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe

Rob. Hohlbaum:

Österreich

Karl Biererbl:

Bayrisches Grenzland

H. Chr. Kaergel:

Schlesien — Grenzhüter der deutschen Kultur

Heinz Kindermann:

Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart

W. Daiz:

Deutschland und der Ostseeraum

Niels von Holst:

Kunst des Baltenslandes — deutsche Kolonialkunst

Karl Hans Fuchs:

Pilsudski — Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit

H. K. Wiese:

Bertiefung der Volksgemeinschaft (Breslaus völkische Feste)

Novellen

von H. Fr. Blunck, Paul Brock, H. Chr. Kaergel, Joseph Handl
und Heinrich Stieghorst

Gedichte

von Agnes Miegel, Gottfried Kothacker, Martin Damb, Heribert Menzel, Paul Niekrawiez, Erich Post, Thilo v. Trotha
und Peter Barth

Fortlaufende Lageberichte über das Deutschtum im Osten

Ständige Bildaufsatz-Reihe: „Städte im Osten“

Zahlreiche Bilder und Kunstdruckblätter

Die Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“ gibt in den bisher erschienenen
12 Hefen einen vollständigen Überblick über den Ablauf der tschechi-
schen Frage! Heft 1–12 wird auf Wunsch nachgeliefert!

Inhaltsverzeichnis

Karl Baedeker:	Wartendes Land an der Weichsel. Deutsche Arbeitsdienstpflicht außerhalb der Reichsgrenzen	3
Erich Post:	Heldengräber in Polen	10
Franz de Paula Koft:	Die Totenfeier, Erzählung	11
Georg Hartwig:	Neue Züge im steinernen Gesicht einer alten Stadt	14
Ulrich Wendland:	„Selbst der Sonne weicht er nicht.“ 250 Jahre 5. Grenadiere. — Ein ostdeutsches Soldatenjubiläum	23
Herbert von Hoerner:	Von Dorpat nach dem Peipussee. Baltische Bilder III	29
Hanns Strohmeier:	Agnes Miegel zum 60. Geburtstag	39
Herbert Menzel:	Für Agnes Miegel, Gedicht	40
Kurt Kuberzig:	Der Lesende — Schlaflied — zwei Gedichte	41
Kurt Kuberzig:	Selbstdarstellung (Dichter des Ostens)	42
Peter Hundt:	Stadt im Osten, Gedicht	44
Karl Wilhelm Fischer-Hohenelbe:	Reichenberg, die jüngste Gauhauptstadt des Deutschen Reiches (Städte im Osten, 8. Folge)	45
Volk und Raum im Osten		53
Großmachtpolitik mit Provokateuren? — Großdeutschland, Ungarn und die deutsche Volksgruppe — Das Baltendeutschtum als Störenfried? — Der Osten als Diskussthemata in der skandinavischen Presse — Du mußt wissen, daß . . .		
Anzeigenteil		78
Die Bildvorlagen sind von:		
Foto Sönke-Danzig, Seite 1, 9, 27; Staatl. Hilfsdienst-Danzig, Seite 5, 7; H. Riß, Lodz, Kunstdrucktafel; Volk und Reich-Verlag, Seite 13; Eigenes Archiv, Seite 25, 47, 39; Herbert Fuchs, Tilsit, Seite 42; Foto Henninger-Reichenberg, Seite 51.		
Das Titelbild auf Seite 1 zeigt den „Danziger Staatl. Hilfsdienst“ vor dem Rechtstädtischen Rathaus auf dem Langen Markt in Danzig.		

Herausgeber: Wilhelm Zarßke

unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen): Berliner Geschäftsstelle des Danziger Vorposten, Berlin W 8, Unter den Linden 47, für die Freie Stadt Danzig und Polen: „Danziger Vorposten-Buchhandlung“, Danzig, Langgasse 13.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 40 erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Preis des Einzelheftes: RM. 1,50 (DG. 1,50)

Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).